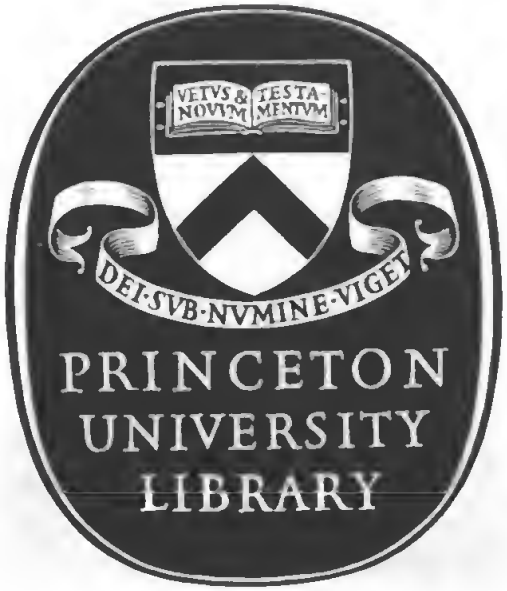
32101 067519197



Digitized by Google

Wilhelm von Polenz

Karline

40,599

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

Preis: 2 Mark.

e 94

Karline.

2 94

Digitized by Google

Karline.

Von **Wilhelm von Polenz** erſchien bisher:

Im Verlage von F. Fontane & Co., Berlin:

Die Verſuchung. Novelle.

Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden.

Im Verlage von H. Minden, Dresden:

Sühne. Roman. Zwei Bände.

Im Verlage von E. Pierſon, Dresden:

Heinrich von Kleiſt. Drama.

Die Unſchuld. Novelle.

Karline

Novellen und Gedichte

von

Wilhelm von Polenz

Berlin W
F. Fontane & Co.
1894.

Alle Rechte vorbehalten.

DEM

GRÜNEN DEUTSCHLAND

gewidmet.

(RECAP)
3479
.97
.351
548789

Novellen.

An Gerhard Hauptmann.

Karline.

Karline war Kleinmagd. Auf dem Hofe, wo sie diente, gab es außer ihr noch zwei andere Mägde und an weiterem Gesinde, zwei Pferdeknechte und drei Ochsenjungen; übrigens wurden zu den Erntezeiten Tagelöhner aus dem Dorfe angenommen.

Karline war die jüngste von den drei Mägden, und wie allgemein bekannt, auch die dümmste. Eher klein als groß war sie, hatte eine Stumpfnase, schöne weiße Zähne, blondes Haar, das sich Wochentags locker und fein ausnahm wie Flachs, nur Sonntags, wenn sie es mit Wasser und Fett behandelt hatte, lag es an ihre Schläfe angebacken, dunkelstreifig und fettglänzend. Des Mädchens derbe Arme leuchteten rotbraun, ebenso die Füße, bis an die Waden, denn nur an Festtagen und bei Winterkälte pflegte sie Fußbekleidung zu tragen. Ihr rundes Gesicht hatte sich dem Sonnenbrande zum Trotze, gegen den sie sich höchstens durch ein Kopftuch schützte, eine gewisse Zartheit der Färbung

gewahrt. Recht einfältig konnte Karline dreinſchauen. Ihre hellblauen Augen erzählten, daß Bosheit in dieſem Köpfchen keinen Platz habe.

Den Ruf der Dummheit brachte Karline ſchon von der Schule mit. Dort war ſie viel gehänſelt worden von den Mitſchülerinnen und noch mehr von den Jungen. Sie war ein Mutterkind. Die Mutter lebte in einem anderen Dorfe, war ebenfalls Viehmagd. Früher hatte auch ſie auf dem Gute, wo jetzt Karline arbeitete, in Dienſten geſtanden. Als ſie von hier fortging, hatte ſie ihr Kind der Gemeinde zur Pflege überlaſſen. Karline war für fünfzig Mark Verpflegsgeld jährlich zum Rademacher auf Ziehe gegeben worden. Fünfzig Mark ſind nicht viel, um ein Kind — und wenn es ein noch ſo ſchwacher Eſſer iſt — während eines Jahres zu beköſtigen, zu bekleiden, zu beſchuhen und zu beflicken. Man kann es daher dem Rademacher nicht verdenken, daß er ſich für die Auslagen, die ihm Karline verurſachte, auf ſeine Art bezahlt machte. Mit vier Jahren mußte das Kind ſpulen; ſowie die Aermchen im Stande waren, eine Hacke zu heben, wurde Karline mit zur Feldarbeit genommen. Daß das Mädchen all die leichteren Verrichtungen, wie: ſcheuern, aufwaſchen, ſchweifen, einheizen, Eſſen auftragen, die Ziegen füttern u. ſ. w., nebenher auch noch beſorgen mußte, verſtand ſich eigentlich von ſelbſt. Wenn es ſonſt Beſorgungen gab, Petrolcum, oder einen Häring beim Krämer holen, oder Schnaps in der Schenke, ſo war natürlich Karline der Schicketanz. Kurz, das Mädchen, welches nie auf den Gedanken kam, ſich einer

Arbeit zu weigern, erwies ſich als recht nützlich für ſeine Pflegeeltern. Den Rademachersleuten war es ordentlich leid, als Karline ſoweit war, daß ſie der Pfarrer konfirmierte — oder wie man bei uns ſagt: als ſie Paten gehen durfte. — Nun mußte ſich das Mädchen natürlich nach einer ſelbſtſtändigen Stellung umſehen.

So wurde Karline Kleinmagd auf dem Rittergute. Seit drei Jahren etwa befand ſie ſich in dieſer Stellung.

Karline war fleißig und ordentlich. Auf die Sachen der Herrſchaft hielt ſie, als ſeien es ihre eigenen. In Ermangelung von Menſchenliebe liebte ſie die Tiere mit mütterlicher Wärme. Wenn ein Kalb an den Fleiſcher verkauft wurde, gab es viel Thränen von ſeiten der guten Seele. Selbſt auf die Schweine, die der beſonderen Pflege der Kleinmagd anvertraut waren, erſtreckte ſich ihre Zärtlichkeit. Als eines Tages eine ihrer Kühe, die „Nelke" verkalbte, und geſchlachtet werden mußte, da lief Karline tagelang umher, als habe ſie einen Schlag vor den Kopf bekommen. Die Nachricht, daß ihre Mutter geſtorben ſei, und daß ſie zum Begräbnis herüberkommen ſolle, hat ſie ſchwerlich tiefer ergriffen, als dieſer Fall. Denn zur Mutter hatte ſie niemals in einem perſönlichen Verhältnis geſtanden; die ſah ſie höchſtens ein-, zweimal im Jahre, und bei ſolchen Gelegenheiten wußte man ſich eben auch nichts weiter zu ſagen. Aber ihre Nelke, die ſie gefüttert, geputzt und gemolken hatte, ſeit ſie im Dienſte war, deren Charakter ſie viel genauer kannte, als den irgend

eines Menſchen, die Nelke, dieſe Staatskuh, von der bereits drei Kälber angebunden waren, die, wenn ſie neumelk war, fünfundzwanzig Liter gab, ihre Nelke geſchlachtet! Das war bisher das erſchütterndſte Ereignis in dieſem Menſchendaſein geweſen.

Karline war auch mit den eigenen Sachen peinlich ordentlich. Das wurde ihr allerdings nicht ſonderlich ſchwer gemacht, denn ihre geſamte fahrende und liegende Habe hatte vollauf in einer Holzlade Platz. In dieſer Lade, welche rot angeſtrichen war, befanden ſich nämlich: das Konfirmationskleid, zwei Röcke, eine wattierte Winterjacke, vier Paar wollene Strümpfe, zwei Schürzen, drei Hemden, einige andere Wäſcheſtücke, zwei Kopftücher, ein kleiner Spiegel mit Korallenfaſſung, ein zerbrochener Kamm, ein neues Teſtament, das Geſangbuch, ein Paar Strumpfgürtel, drei Sacktücher, ein geſtärkter Spitzenkragen, das Dienſtbuch, der Geburts- und der Taufſchein der Magd. Hierbei waren die Kleidungsſtücke allerdings nicht mitgerechnet, die Karline jeweilig auf dem Leibe hatte.

Auf dem unterſten Grunde der Lade lag freilich noch etwas, das nicht mit aufgezählt worden iſt, etwas das nicht viel Platz wegnahm, das aber eine bedeutende Rolle im Denken des Mädchens ſpielte, ein kleines Geldtäſchchen aus braunem Leder mit Stahlbügel das ſie für eine Mark und fünfzig Pfennige auf dem Jahrmarkt in der Stadt erſtanden hatte. In dieſem Täſchchen befand ſich Geld in verſchiedenen Münzſorten, Karlinens Erſparniſſe. Die Summe betrug jetzt ungefähr neunzig Mark, oder — da Karline

nach Thalern rechnete — dreißig Thaler. Daß die Magd ſoviel hatte erſparen können, bei hundert und zwanzig Mark Lohn im Jahre, iſt eigentlich ſchwer zu glauben, aber es iſt Thatſache. Erklärlich wird ſie dadurch, daß Karline ihre Sachen ausgezeichnet hielt, alle Löcher ſofort ſtopfte, und wenn es die Witterung irgend erlaubte, die dem Leibe am nächſten gelegenen Kleidungsſtücke ganz wegließ. Die Folge einer ſo rückſichtsvollen Behandlung ihrer Garderobe war, daß Karline ſich ſehr ſelten genötigt ſah, Neuanſchaffungen vorzunehmen. Auch mit der Seife ging das Mädchen ſparſam um, dafür bevorzugte ſie das kalte Waſſer, das allezeit umſonſt zu haben war. Fettigkeiten brauchte ſie nur am Sonntag für ihr Haar, andere Toilettenartikel kannte ſie nicht. Ihre guten Schuhe hatte ſie ſeit der Confirmation nur einmal friſch beſohlen laſſen brauchen. Anderweite Ausgaben waren ſelten. Karline ging nicht zu Tanze, Naſchhaftigkeit war ihr völlig fremd. Neujahrskarten verſchickte ſie nicht, und zu Gevatter war ſie bisher noch von niemandem gebeten worden. Blieb nur noch das Klingelbeutelgeld am Sonntage. Dieſe Ausgabe beſtritt ſie mit Pfennigſtücken, ſo daß ſich dieſer Poſten in ihrem Jahresbudget mit etwa dreißig Pfennigen bilanzierte; Karline ging nämlich durchſchnittlich zweimal im Monat und an den großen Kirchenfeſten regelmäßig zur Kirche.

Was wollte nun aber Karline mit dem vielen Gelde eigentlich anfangen?

Das war ihr Geheimnis, an das ſie oft dachte.

Daher kam ein gewiſſes kindlich vergnügtes Lächeln, das gelegentlich ihren kirſchroten Mund umſpielte. Sie träumte nachts von ihrem Vermögen und ſchrie plötzlich auf, wenn ihr der Traum vorſpiegelte, Diebe wären über ihre Lade gekommen und hätten das Täſchchen geraubt. Wenn ſie dann aufwachte, griff ſie verängſtigt in das Bettſtroh, wo der Schlüſſel zur Lade verborgen lag. — Außer Karline ſelbſt wußte niemand auf der Welt, wozu das Geld beſtimmt war. Einſt!... Freilich mußte ſie noch manchen Groſchen dazu erſparen. Hundert bedeutete für das Begriffsvermögen der Beſchränkten eine ungeheure Zahl; es war das höchſte, wovon man ſich gerade noch eine Vorſtellung machen konnte; dahinter fing das Unbekannte an. Hundert Thaler! Wer die beſaß, der war reich. Soviel hatte ſie ſich für eine Ausſteuer zu erſparen, vorgenommen. Dann wollte ſie heiraten. Ein Mädchen mit hundert Thalern Mitgift mußte ja einen tüchtigen Mann bekommen. Die Auswahl würde ſie haben unter den Freiern. Es ſollte richtig Hochzeit gemacht werden, wie ſichs gehörte. So, wie ihre Mutter, mit einem beliebigen Kerl ſich einlaſſen, der nachher weglief, das ſollte ihr nicht paſſieren; davor war ſie gewarnt. In Ehren, oder gar nicht! Darum hatte ſie ſich auch noch keinen Liebſten angeſchafft, obgleich es ihr von verſchiedenen Seiten nahegelegt worden war.

Natürlich wurde Karline viel gehänſelt wegen ihrer Sparſamkeit und ihrer zurückgezogenen Lebensweiſe. Sie machte ſich nicht viel aus den Neckereien; von der

Schule her war ſie das ja ſchon gewohnt. Man ſpielte der Einfältigen machen Schabernack. Die Knechte erlaubten ſich rohe Scherze mit ihr, die Mägde ſtichelten und ſuchten ihr üble Nachrede zu bereiten. Das lief alles an ihr ab. Sie that ruhig ihre Arbeit, oft mehr, als ihr zukam für die anderen mit; denn ſie war gutmütig und hatte es nicht gelernt, ſich gegen Ungerechtigkeit aufzulehnen. Wie einſtmals ihr Pflegevater, ſo wußte jetzt der Inſpektor Karlinens Kräfte auszunutzen. Sie arbeitete ſoviel wie ein Mann und bekam doch nur Mägdelohn. Karline war ein durch und durch geſundes kräftiges Frauenzimmer. Das einzige, was ihr jemals gefehlt hatte, war ein dicker Backen geweſen. Dagegen hatte ſie ein Radikalmittel angewandt; zum Bader, und raus mit dem Zahne! Der Zahnkünſtler hatte nicht gleich den rechten getroffen, darüber hatte ſie drei Backzähne eingebüßt; aber den Zahnſchmerz war ſie wenigſtens los geworden und hatte immer noch einen ganzen Mund voll prächtiger weißer Perlen behalten. Karline zankte ſich niemals, Neid und Eiferſucht kannte ſie nicht, ſchlechter Laune war ſie nie. Warum auch! Sie war ja zufrieden. Sie hatte ihre Hoffnung, etwas, wofür ſie arbeitete, woran ſie jederzeit mit Freude denken konnte: ihr Geheimnis! Auf dem Grunde ihrer Lade lag ihr Schatz, der ſich langſam aber ſicher mehrte.

Die beiden jüngeren Mägde ſchliefen im Kuhſtall. Die Großmagd, die gleichzeitig das Amt einer Wirtin verſah, war im Inſpektorhauſe untergebracht. Karline und die Mittelmagd hatten ihre Bettſtatt auf einer

Art von Kanzel über den Kühen. Eine Stiege führte hinauf. Die ganze Einrichtung glich einer jener luftigen Begräbnisstätten, auf denen manche wilde Völkerschaften ihre Toten zu bestatten pflegen. — Schön warm war es da oben. Der starke Duft des Mistes und die Ausdünstung der Tiere erfüllte Tag und Nacht den Raum. Die Decke war schon gänzlich gebräunt durch den Brodem. Im Sommer waren manchmal die Fliegen etwas lästig, aber, sobald es kalt wurde, fielen die Erstarrten wie ein kleiner Regen von der Decke nieder. Außerdem gab es noch die Gesindestube im Inspektorhause zum Aufenthalte für das Hofgesinde. Dort stand auch Karlinens Lade. Die Wirtin war bereits eine ältere Person, mager am Leibe und zänkisch von Gemüt. Die Mittelmagd dagegen war ein großes starkes Frauenzimmer, langsam in allem, nur zum Essen stets aufgelegt, zu faul, um wirklich bösartig zu sein. Ihr Lebenswandel war nicht der beste; bereits zwei Kinder hatte sie auf Ziehe. Die beiden älteren Mägde waren sich von jeher spinnefeind gewesen, und nur darin einig, die Kleinmagd schlecht zu behandeln, und die Gutmütigkeit der Dummen nach Möglichkeit auszunutzen.

Es kam ein neuer Pferdeknecht auf den Hof. Graubs hieß er. Etwa fünfundzwanzig Jahre alt mochte er sein. Er war noch nicht lange von den Husaren weg, wo er vierjährig gedient hatte; aber sie hatten ihn dort, Gott weiß, weshalb, nicht zum Gefreiten befördert.

Daß dieser Graubs kein gewöhnlicher Pferdeknecht

war, merkte man ſehr bald; er ſagte es außerdem jedermann, der es hören wollte, daß er zu einer ſo untergeordneten Stellung eigentlich viel zu gut ſei. Schon am Tage nach ſeiner Ankunft prügelte er ſich mit dem andern Pferdeknecht, einem alten mürriſchen Wenden, Kraſchke mit Namen, der berühmt war für ſeine Kräfte. Aber Graubs beſiegte ihn durch größere Geſchmeidigkeit der Glieder und allerhand Fechterkniffe, die er beim Militär erlernt haben mochte. So legte er denn den anderen zum Gaudium des ganzen Hofes über den Siedekaſten. Kraſchke, wie die meiſten Wenden, verſtockt und nachtragend, vergaß dem neuen Knecht dieſe Demütigung nie.

Graubs war ein vielgewandter Menſch und Hans in allen Ecken. Er beſaß eine Ziehharmonika, auf der er des Abends zu ſpielen pflegte. Allerhand ſchnodderige Redensarten kannte er, mit denen er die Mägde bald zu beluſtigen, bald zu ärgern wußte. Des Sonntags trug er ein Paar Huſarenſtiefeln an ſeinen krummen Beinen; überhaupt führte er eine gewählte Garderobe. Er war ein Jahr lang Burſche beim Premierleutnant geweſen, daher ſtammte ſeine feinere Lebensart. Von ſeinem Leutnant ſtammte angeblich auch ein ſilbernes Cigarettenetui mit goldenem Monogramm, das hatte ihm der Graf zum Andenken geſchenkt, wie Graubs behauptete. Er beſaß auch noch andere Wertſtücke; aber dergleichen zeigte er nur den Mägden, die er von vornherein zu ſeinen Vertrauten gemacht hatte. Seine Militärpapiere ſollten übrigens nicht beſonders glänzend ſein; ſo hatte wenigſtens der Inſpektor geſagt. Graubs

war auch nur zur Probe und auf sofortige Kündigung angenommen worden. Das hinderte nicht, daß der neue Knecht sehr bald die erste Violine spielte auf dem Hofe. Die Mägde waren von vornherein eingenommen durch sein flottes Wesen. So etwas, wie der Schnurrbart des neuen Knechtes, war noch gar nicht gesehen worden. Sonnabend abends, wenn er sich für den Sonntag rasiert hatte, schmierte er sogar etwas hinein, so daß die Enden spitz und steif abstanden wie Pfriemenbohrer. Und was er für Augen aufreißen konnte, daß man sich hätte fürchten können. Die Ochsenjungen behandelte er vollständig wie seine Untergebenen. Aufs Kommandieren verstand er sich überhaupt; dann schnurrte er das Rrr und sprach ein Deutsch, daß man es gar nicht verstehen konnte, so fein war es. Da war der Herr Inspektor, der doch auch ein nobler Mann sein wollte, gar nichts dagegen. Uebrigens dem Inspektor gegenüber nahm sich Graubs in acht, da war er die Unterwürfigkeit in Person, hinter dem Rücken drehte er jenem freilich lange Nasen und machte es ihm zur Belustigung des Gesindes nach.

Kurz dieser Graubs war eine vielseitige Natur. Die Männer wollten nicht viel von ihm wissen, desto mehr aber die Frauen. Man war gespannt, welcher der drei Mägde er seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden würde. Die Großmagd war regelrecht verliebt in den neuen Knecht. Er sah über ihre Magerkeit und ihre vierzig Jahre hinweg — mit der Wirtin durfte man es nicht verderben, die für das Gesindeessen sorgte. Graubs ließ sich von ihr gnädigst die

beſten Biſſen zuſtecken. Aber die eigentliche Freundin des Knechtes wurde ſehr bald die dicke Mittelmagd. Karline, die mit dem Mädchen zuſammenſchlief, merkte zuerſt von allen, wie es zwiſchen den beiden ſtand. Graubs hatte ſeine Schlafſtelle drüben in einem leeren Stande bei den Pferden. Der Wende, Kraſchke, war verheiratet und wohnte daher im Dorfe. Karline dachte ſich ihr Teil bei dem, was ſie mit anſah, aber verwundern, oder gar entrüſten konnte ſie ſich nicht; dergleichen war viel zu ſelbſtverſtändlich für dieſes Landkind. —

Auch Karlinens Wohlgefallen hatte der neue Knecht erregt. Wenn er abends in der Geſindeſtube die Ziehharmonika ſpielte, und dazu ſang, konnte ſich das Mädchen dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit unmöglich entziehen. Oder gar, wenn er Soldatengeſchichten erzählte, dann ſaßen die Mägde da mit offenem Munde. Nein, was dieſer Menſch alles erlebt haben mußte! Im Offizierskaſino hatte er auch mit bedient. Von Generälen und Grafen ſprach er, wie von ſeinesgleichen. Ja, ſelbſt einen Prinzen hatte er mal im Kaſino erlebt. Er ſagte, der hätte geſprochen, gegeſſen, getrunken, ganz wie andere Menſchen; ja Graubs ging ſoweit, zu behaupten, die Durchlaucht ſei nach Tiſch ebenſo betrunken geweſen, wie die übrigen. Man hätte denken können, Graubs flunkere, aber er wußte ſoviel Einzelheiten zu erzählen, er verſtand es, den Leuten ſo gut nach machen, das man alles mitzuerleben glaubte, und daß gar kein Zweifel an ſeiner Wahrhaftigkeit aufkommen konnte.

Natürlich war Graubs ein flotter Tänzer. Auch

Karline wurde wiederholt von ihm aufgefordert, auf den Tanzboden zu kommen. Sie wäre nur zu gern der Einladung gefolgt. Ihre Sparſamkeit war hier kein Hindernis, — denn er mußte ja doch alles bezahlen, wenn er ſie aufforderte — aber ſie konnte nicht tanzen, hatte es nie gelernt, und ſie ſchämte ſich, ſich öffentlich in ihrer Unbeholfenheit zu zeigen. So führte denn der Knecht nur die beiden älteren Mägde zum Tanz in die Schenke.

Dieſe beiden Frauenzimmer vertrugen ſich übrigens ſchlechter denn je, ſeit der Schwerenöter von Pferdeknecht auf dem Hofe war. Fürchterliche Dinge mußte Karline manchmal mit anhören, wenn die beiden ſich zu ſtreiten anfingen. Einmal kam es ſoweit, daß die gallige Wirtin der Mittelmagd einen Melkſchemmel an den Kopf warf — eine Behandlungsweiſe, welche die wohlbeleibte Perſon doch aus ihrem Phlegma aufſtörte, ſo daß ſie der anderen mit den Nägeln ins Geſicht fuhr. Der alte Kraſchke war mürriſcher und verſtockter denn je; die Blicke mit denen er dem ganzen Treiben zuſah, weisſagten nichts gutes.

Auch der Kleinmagd Karline ſuchte ſich der neue Knecht zu nähern. Gelegentlich, wenn ſie mal allein waren, auf der Tenne, dem Heuboden, im Kleeſchuppen, oder wo es immer war, machte er ihr ſeine Anträge. Aber ſie wies ihn ſtandhaft ab, wie ſichs gehörte. Sie ſagte ihm, daß er ja ſchon eine Liebſte habe, und der müſſe er treu bleiben. Das Mädchen beſaß, wie man ſieht, trotz ſeiner Einfalt ein ausgebildetes Anſtandsgefühl. Mit zweien gleichzeitig mußte es ein Mann

nicht treiben, das war nicht recht und ſchicklich. Und ſo widerſtand ſie ihm, obgleich ſeine feurige Art, um ihre Gunſt zu werben, nicht ganz ohne Eindruck auf die Achtzehnjährige blieb. Aber, wenn manchmal eine gewiſſe Sehnſucht ſie beſchleichen wollte, das auch zu haben, was ſie alle umher genießen ſah, dann dachte ſie an ihren Schatz in der Lade. Zwei und dreißig Thaler waren es inzwiſchen geworden. Ihre Zeit kam auch noch. Wenn dann ein Freier ſich näherte, ſo einer wie Graubs, dann durfte es ſein, dann in allen Ehren. Und die Gute lachte in ſich hinein, und dachte bei ſich, daß ſie am Ende doch die Klügſte ſei von allen. —

Graubs mußte auf irgend eine Weiſe erfahren haben, daß Karline Kapitaliſtin ſei. Eines Tages beim Häckſelſchneiden — Graubs und Karline waren allein — nahm er plötzlich eine ganz unglückliche Miene an, er ſeufzte und ſtöhnte, daß es dem Mädchen geradezu Angſt wurde um ihn. Als ſie treuherzig fragte, was ihm ſei, erzählte er ihr ganz im Vertrauen, er ſei Geld ſchuldig in der Schenke, und wenn er nicht zahle, komme er möglicherweiſe ins Loch, ganz ſicher aber werde er vom Hofe weggejagt. Am Schluſſe ſeiner Erzählung bat er die Magd um ein Darlehn von zehn Mark. Karline weigerte ſich, darauf einzugehen, obgleich ſeine Worte Eindruck gemacht hatten; ihr Geld war ihr doch zu lieb. Sie ſchlug ihm ſeine Bitte ab, worauf er wütend wurde, mit den Augen rollte und ſie bedrohte. Da lief ſie weg von ihm.

Obgleich Graubs ſich bei dieſer Gelegenheit ſo wenig nett benommen hatte, war Karline doch keineswegs böſe auf ihn; Er war ein ſo lieber Kerl ſonſt. Das Mitleid regte ſich bei ihr. Wenn er wirklich deshalb ins Gefängnis kommen ſollte! Dem Mädchen bebte das Herz. Sie dachte an Ketten und dergleichen. Sollte es ſo mit Graubs werden, wegen der zehn Mark, die er ſchuldete? — Wenn der Knecht ſie jetzt noch einmal angegangen hätte, er würde das Geld von ihr erlangt haben. Uebrigens ſchien Graubs auf andere Weiſe zu Kaſſe gekommen zu ſein. Ein paar Tage nach dem Zwiegeſpräch mit Karline kaufte er bei einem Hauſirer für eine ganze Mark bunte Bänder und beſchenkte die Mägde damit.

Eines Tages gab es großen Krakeel auf dem Hofe. Kraſchke, der alte Wende, behauptete nämlich, es ſei Hafer geſtohlen worden aus dem Haferkaſten, und beſchuldigte Graubs dieſes Diebſtahls. Der jüngere Knecht verſchwor ſich, fluchte und wollte den Gegenbeweis mit den Fäuſten antreten. Aber diesmal miſchte ſich der Inſpektor ein. Kraſchke, von dem man manchmal ganze Tage lang kein anderes Wort hörte, außer „Hüſte“ und „Hotte“ und vielleicht noch einem Fluch, hielt eine Anklagerede, deren ſich ein Staatsanwalt nicht hätte zu ſchämen brauchen.

Der gemeinſame Haferkaſten hatte zwei Abteilungen, aus denen die Knechte ihre Pferde fütterten. Jeder der beiden Knechte führte ſeinen Schlüſſel für ſich. Der Kaſten wurde verſchloſſen, ſobald die Ration entnommen war. Erbrochen war der Kaſten nicht worden,

man hätte davon doch Spuren erkennen müſſen. Trotzdem hatte der Hafer in letzter Zeit auffällig abgenommen. In ſeine Pferde hatte der neue Knecht den Hafer ſicher nicht verfüttert, denn die waren nur abgekommen, ſeit er da war. Tags über konnte Graubs den Hafer nicht gut entwendet haben, denn da guckte ihm ſein Mitknecht gehörig auf die Finger, aber Nachts! Graubs ſchlief ja im Stalle. — Der alte Wende hatte ein Mittel gefunden, um den Dieb zu entlarven. Abends, ehe er den Stall verließ, hatte er im Innern des Kaſtens einen feinen Kreideſtrich angebracht, dort wo der Hafer anfing, früh vor dem erſten Futterſchütten ſah er wieder nach. Nacht für Nacht fehlten da einige Zoll am Haferſtande. Wäre ein Fremder über den Kaſten gekommen, ſo hätte Graubs ihn doch hören müſſen; was alſo war wahrſcheinlicher, als daß er ſelbſt der Dieb war. Ein geſchloſſener Beweis war das nicht, und Graubs leugnete ſtandhaft. Da aber in ſeinen Militärpapieren das böſe Wort „Kameradendiebſtahl“ zu leſen war, machte der Inſpektor kurzen Prozeß und entließ ihn aus dem Dienſte.

Graubs verſchwand vom Hofe. Die Wirtin wurde krank vor Schmerz, und die Mittelmagd ſchrie und heulte, ihrem ſonſtigen Phlegma zum Trotze, wie eine Beſeſſene beim Weggange des Vielgeliebten. Auch Karline weihte ihm einige Thränen; es that ihr von Herzen leid, daß dieſer liebenswürdige Menſch auf Nimmerwiederſehen fort gehen ſollte. Von ſeiner Schuld war ſie durchaus nicht überzeugt. So ſchlecht war Graubs

nicht, daß er Hafer gestohlen und verkauft hätte. Das war sicher nur eine Erfindung des alten rachsüchtigen Kraschke.

Vierzehn Tage ungefähr mochte Graubs vom Hofe weg sein, und Karline dachte selten und seltener an ihn zurück, da wurde sie eines Nachmittages vom Inspektor hinausgeschickt mit der Sichel, um Klee hereinzuholen. Die Gespanne waren gerade sämtlich beschäftigt und das Grünfutter langte nicht zu. Der Rotklee stand in diesem Jahre auf einem entlegenen Stücke, nahe am Walde.

Karline war mit dem Schneiden fertig und wollte sich eben darüber machen, den Karren zu beladen, da erhielt sie mit flacher Hand einen Schlag auf die Schulter versetzt. Sie stieß einen Schrei aus und wandte sich. Graubs stand vor ihr, und hielt sich die Seiten vor Lachen über den gelungenen Scherz. Das Mädchen war so erschrocken, daß sie sich auf den Karren setzen mußte. Er stand da und machte allerhand Faxen. Sie betrachtete ihn ängstlich; was wollte er denn? Er sah sehr verändert aus gegen früher. Die langen dunklen Stoppeln am Kinn gaben ihm ein älteres Aussehen. Recht verwogen war sein Aufzug. Seine Stiefeln waren an verschiedenen Stellen zerrissen. Die Militärmütze hatte viel von ihrem ehemaligen Glanze eingebüßt. Eine Weste schien er nicht mehr zu führen. Aber sein Auge war noch das alte, funkelnd und durchdringend. Er blickte das Mädel an, daß es ihr siedendheiß über den Rücken lief. So ganz allein mit ihm, hier draußen! — Ihr wurde bange, sie beeilte sich

den Klee aufzuladen. Aber Graubs ſchien keine böſen Abſichten zu haben, er half ihr ſogar bei der Arbeit, und begann auf einmal ganz ernſthaft und vernünftig zu ſprechen. Er erkundigte ſich, was jetzt auf dem Hofe vorgehe, fragte nach jeder einzelnen Perſon. Karline erzählte ihm, was ſie wußte. Nachdem er ſeine Neugier befriedigt hatte, fing er an, von ſeinen eigenen Angelegenheiten zu erzählen. Er habe Ausſichten beim Fürſten — er nannte einen bekannten Magnaten — erſter Kutſcher zu werden, mit monatlich hundert Mark Lohn und freier Station, ja, er könne den Dienſt ſchon morgen antreten, wenn er nur ganze Stiefeln hätte. Aber mit zerriſſenen Stiefeln wollte ihn der Fürſt nicht annehmen. Graubs ſeufzte, wiſchte ſich die Augen, und ſah das Mädchen an, daß ihr ganz weh ums Herz wurde. Ja, wenn er zwölf Mark hätte, dafür wollte er ſich ſchon ein Paar ſchöne Stiefeln verſchaffen. Er ſprach dann noch manches, ſchilderte dem Mädchen, wie nobel es bei dem Fürſten zugehe, und daß, wer dort in Dienſten ſtünde, für ſein Lebtag verſorgt ſei. Dann meinte er mit einer ſchrecklichen Miene, wenn es damit nichts würde, werde er ſich wohl ein Leids anthun. Karline ſtand eine Weile ratlos da. Graubs ſagte nichts weiter. Sie wollte mit ihrem Kleefuder abfahren; viel zu lange hatte ſie ſich verweilt. Er gab ihr die Trage über die Schultern und half ihr beim Anfahren. Dann ging er neben ihr her. Unterwegs kam er mit einer Bitte: ob ſie ihm nicht das Geld zu den Stiefeln borgen wolle; in acht Tagen ſolle ſie's wieder haben. Karlinens Herz

zog ſich zuſammen. In ihrer Seele befehdeten ſich zweierlei Gefühle heftig: Geiz und Mitleid. Zwölf Mark ſollte ſie hergeben! Der Gedanke erſchien ungeheuerlich. Das waren ja vier Thaler. Wie viel Zeit hatte es ihr gekoſtet, das zu erſparen! — Sonderbar! Dabei wußte ſie bereits ganz genau, daß ſie ihm das Geld geben würde. Ja, ſie hätte ihm noch mehr hingegeben, vielleicht alles. Wenn er ſie ſo anſah, hatte er volle Gewalt über ſie. — Sie hatte nicht ja und nicht nein geſagt bisher; er mußte es wohl aus dem Mienenſpiele dieſes ſchlichten Geſichtes geleſen haben, daß ſein Spiel gewonnen ſei, denn er ſagte ganz einfach, im Tone des Siegers: „Du kommſt Schlag acht Uhr hinter die alte Schäferei; ich werde dort auf dich warten!“ Damit verſchwand er; ſie wußte kaum, wo er ſo ſchnell hingeraten war. Bald darauf bemerkte ſie in einiger Entfernung den Inſpektor, der ihr auf der Straße entgegenkam, und heftig ſchalt, daß ſie ſo lange über dem bißchen Kleeſchneiden zugebracht habe.

In Karlinens armen Kopfe jagten ſich die Gedanken in ungewöhnlich raſcher Folge. Seit Jahren war ſie nicht in ſolcher Angſt geweſen. Nur von der Schulzeit her kannte ſie dieſes Gefühl verzweifelter Hilfloſigkeit, wenn eine Rechenaufgabe oder ein Bibelſpruch durchaus nicht in ihren Kopf wollte und ſie das Kantel des Lehrers im Hintergrunde drohen ſah. — Wenn ſie nur jemanden hätte fragen können! Aber das durfte ſie nicht. Er hatte es ihr ſtreng unterſagt, irgend jemandem auch nur ein Wort davon zu ſagen, daß ſie ihn geſehen habe.

Der Abend kam heran, sie hatte ihre Kühe bereits versorgt, schon begann es dämmerig zu werden. Karline lief umher, wie im Traume. Sollte sie, sollte sie nicht? —

Als der Zeiger an der Hofuhr auf fünf Minuten vor acht Uhr wies, rannte sie in die Gesindestube, schloß ihre Lade auf, wühlte das braunlederne Täschchen mit dem Stahlbügel unter ihren sieben Sachen hervor, zählte das Geld ab, und lief damit hinaus über den Hof, heimlich, daß niemand sie sähe. Eben schlug es acht Uhr.

Graubs wartete auf sie hinter der alten Schäferei. Er empfing das Mädchen keineswegs freundlich. Sie hätte sich auch besser dazuhalten können, meinte er. Sie hielt ihm schüchtern ihr Geld hin. Er zählte es durch und ließ es in seiner Hose verschwinden. Karline wollte wieder fort, aber er hielt sie fest. Auf einmal war er wieder ganz freundlich, wurde sogar zärtlich. Sie bat ihn in aller Demut, er möge das doch lassen, es sei nicht recht. Er lachte sie aus. Immer zudringlicher wurde er. Ihr ward ängstlich zu Mute als sie seine Augen im Halbdunkel so unheimlich blitzen sah, und seine Stoppeln an ihrem Munde fühlte. Was er ihr da ins Ohr flüsterte! Sie zuckte zusammen, erbebte. Es war nicht Schreck allein; ein neues Gefühl, etwas verführerisches lauerte unter all der Bangigkeit. Ihr jungfräulicher Busen wogte. Der Sturm eines wunderlich aus Verlangen, Wonne und Angst gemischten Empfindens war über sie gekommen. — Da fuhr ihr ein Gedanke durch den

Kopf. Ihre Mutter! — Nein! So ſollte es mit ihr nicht werden. Rechtzeitig noch entwand ſie ſich den Händen des Mannes, lief fort. Er fluchte, ſetzte ihr nach. Sie rannte was ſie konnte, dem Hofe zu. Er gab die Verfolgung bald auf. —

Acht Tage gingen ins Land, ohne daß Karline etwas von Graubs geſehen hätte. Ob er die Stelle beim Fürſten doch nicht bekommen hatte, trotz der neuen Stiefeln? — Als volle vierzehn Tage um waren, und er hatte immer noch nichts von ſich hören laſſen, da begann ſelbſt in Karlinens argloſem Gemüte ein Verdacht zu dämmern. Wenn er ſie nun betrogen hatte! — Sie weinte heimlich um ihr verlorenes Geld und auch um Graubs, für den ſie mehr fühlte, als ſie es ſich bis dahin recht bewußt geworden war. Daß ſie ihn wiedergeſehen hatte, erzählte ſie auch jetzt niemandem. Anfangs wurde noch hin und wieder von dem entlaſſenen Knechte geſprochen, auf dem Hofe. Er galt bei den meiſten als ausgemachter Spitzbube. Seine Geliebte, die Mittelmagd, hatte ſich übrigens ſchnell über ſeinen Verluſt getröſtet; ſie ging ſchon wieder mit einem anderen.

Dann hörte Karline ganz durch Zufall wieder mal etwas von Graubs. Ein Hopfenreiſender erzählte auf dem Hofe, er habe ihn in einem Gaſthof in der Nachbarſchaft als Bierausgeber angetroffen; aber, fügte der Mann hinzu, es ſei ihm auch dort ſchon wieder gekündigt worden.

Karline fing an, ihr Geld als verloren anzuſehn. Sie war jetzt doppelt ſparſam und geizte mit jedem

Pfennig, um den Verluſt allmählich wieder wett zu machen. Allerdings, von dem urſprünglichen Plane, hundert Thaler zuſammenzubringen, hatte ſie ſchon etwas nachgelaſſen. Vielleicht ging es ſchon mit achtzig, vielleicht auch ſchon mit ſiebzig Thalern, zu einer Ausſteuer. Wie viele Mädel heirateten ohne alles! Aber es war nun einmal ihr Traum, eine vielbegehrte Braut zu ſein.

Eines Tages rief der Inſpektor ſie abſeits. „Karline, du ſollſt ja eine ganze Hucke voll Geld in deiner Lade haben!“ Sie erſchrak heftig. Woher wußte er das? — Übrigens ſchien der Herr Inſpektor keine böſen Abſichten zu haben, er erkundigte ſich, wieviel es ſei, und belobte die Magd wegen ihrer Sparſamkeit. Dann fragte er, ob ſie wiſſe, was ein Sparkaſſenbuch ſei. Sie hatte von dergleichen noch nie etwas gehört. Der Inſpektor gab ſich die erdenklichſte Mühe, der Einfältigen klar zu machen, was Verzinſung ſei, und erteilte ihr ſchließlich den Rat, das Geld in der ſtädtiſchen Sparkaſſe anzulegen. In ihrer Lade ſei es nicht ſicher vor Diebſtahl und Feuersgefahr, in der Sparkaſſe dagegen liege es gut, und ſogar vermehren ſolle es ſich dort, behauptete er.

Karline hörte aus dem allen nur das eine heraus, daß ſie ſich von ihrem Gelde trennen, daß ſie es in anderer Leute Hände legen ſolle. Wie begoſſen ſtand ſie da, wußte nichts zu ſagen, und brach ſchließlich in Thränen aus.

Einige Tage ſpäter brachte der Inſpektor aus der Stadt ein Buch mit, im blauen Umſchlage, den Schreib-

heften ähnlich, die Karline von der Schule her kannte. Das sei ein Sparkassenbuch, erklärte er, das er für sie gekauft habe. Auf dieses Buch solle Karline ihr Geld bei der Sparkasse einzahlen, sagte der Herr Inspektor, diesmal im Tone des Befehles, er dürfe den Unfug nicht dulden, daß sie soviel Geld in einer hölzernen Lade aufbewahre.

Wenn der Herr Inspektor befahl, dann gab es keine Widerrede, das wußte Karline. Sie hatte schlaflose Nächte in der nächsten Zeit. Es wollte ihr nun einmal nicht in den Kopf, daß ihr Geld bei fremden Leuten sicherer sein könne, als bei ihr, und das mit der Verzinsung hielt sie nun gar für eine Fabel. Dann erfuhr sie von einer befreundeten Frau im Dorfe, daß die auch solch ein blaues Heft besitze, und daß die Sache mit der Sparkasse ihre Richtigkeit habe. Da war Karlinens Besorgnis beigelegt, sie beschloß, dem Befehle des Herrn Inspektors nachzukommen. Aber selbst wollte sie ihr Geld zur Stadt tragen. Mit der Post eine solche Summe wegschicken, wie ihr geraten worden war, dazu hätte keine Gewalt der Erde sie gebracht. —

Und so zog Karline denn eines schönen Sommermorgens aus, nach der Stadt. Sie hatte ihr Konfirmationskleid angelegt, frische Wäsche angezogen, das Haar mit Wasser und Fett behandelt; ganz wie am Sonntage. Nur das Gesangbuch und das Kirchensträußchen waren weggelassen worden. Ihr Geldtäschchen trug sie, eingeschlagen in das Sparkassenbuch, in der Kleidtasche. Der Inspektor hatte ihr ange-

raten, Frühstück mitzunehmen, damit sie nicht genötigt sei, unterwegs einzukehren. Überhaupt hatte er sie vermahnt, sich nirgends aufzuhalten, und vor allem niemandem von ihrem Vorhaben etwas zu erzählen. Karline war von der Wichtigkeit ihres Ganges im höchsten Grade durchdrungen; es war ihr ordentlich feierlich zu Mute, ungefähr so, wie vor dem Kommunizieren.

Sie vermied die belebte Dorfstraße, weil sie nicht angeredet zu sein wünschte, ging vielmehr auf schmalem Raine quer über die Felder. Der junge Bielichbauer, Karlinens Klassengefährte von der Schule her, sah sie von seinem Felde aus und rief sie an. Wohin sie's so eilig hätte, fragte er. Aber das Mädchen fing sofort an zu laufen, machte, daß sie fort kam. Bald hatte sie das Kirchspiel hinter sich. Nun begab sie sich doch wieder auf die große Straße, weil sie von hier ab die Feldwege nicht mehr kannte.

Es begegneten ihr eine Menge Leute. Bei jedem neuem Gesichte befiel das Mädchen Besorgnis. Es kam ihr vor, als blickten sie alle auf ihr Kleid; man schien's ihr anzusehen, wie viel Geld sie bei sich trage. Aber keinem der Vorübergehenden fiel es ein, die Magd in ihrem Feiertagsstaate anzureden.

Karline blickte steif geradeaus, ohne den Kopf zu wenden, die obstbaumbepflanzte Straße entlang. Was rechts und links von ihr auf den Feldern und in den Häusern vorging, hatte heute nicht das geringste Interesse für sie. Ihrer Rechnung nach mußte sie nun bald den halben Weg hinter sich haben. Eben war sie

durch ein größeres Dorf durchmarſchiert — das letzte Haus war der Gaſthof geweſen — da hörte ſie eilige Schritte hinter ſich drein. Unwillkürlich ging ſie ſchneller; am hellen lichten Tage fürchtete ſie ſich vor Räubern. Ein Mann ſchritt plötzlich an ihrer Seite. Als ſie ihn ſich genauer anſah, erkannte ſie Graubs, den früheren Pferdeknecht.

Ihr erſtes Gefühl war Schrecken. Der Menſch war unheimlich. Was wollte er? Er ſagte gar nichts, blickte ſie nur mit rotunterlaufenen Augen ſtier an. Er trug jetzt einen Vollbart, der das halbe Geſicht verſteckte. Ob er betrunken war? — Sie ſolle nicht ſo rennen, wie eine Verrückte, das war das erſte, was er zu ihr ſagte, er werde ihr nichts böſes thun. Karline mäßigte ihre Eile. Wo ſie hin laufe, verlangte er zu wiſſen. Zur Stadt! Was ſie dort wolle? Karline brachte es über ſich, ihn zu belügen. Sie wolle ſich eine neue Schürze in der Stadt kaufen, behauptete ſie. Schwerlich hätte das Mädchen die Geiſtesgegenwart gehabt, ſich dieſe Finte in der Eile zu erſinnen, aber im voraus hatte ſie ſich bereits ausgedacht, das als Antwort zu ſagen, auf jede Frage, die etwa unterwegs an ſie gerichtet werden könnte. Daß ſie Graubs auf ihren Wegen treffen würde, hatte ſie im Leben nicht erwartet.

Er fing an, ungefragt zu erzählen, wie es ihm in der letzten Zeit ergangen ſei. Mit der Kutſcherſtelle beim Fürſten ſei es nichts geweſen; ein anderer ſei ihm dort zuvorgekommen. ‚Ob er mir wohl mein Geld zurückgeben wird?‘ dachte Karline bei ſich. Als ob er ihren Gedanken erraten hätte, begann er, ſich zu ent-

ſchuldigen, daß er ihr die zwölf Mark ſo lange ſchuldig geblieben ſei. Aber er habe nicht gekonnt, die Menſchen ſeien zu ſchlecht gegen ihn geweſen. Er erzählte dann eine abenteuerliche Geſchichte, wie er durch ſeine Großmut um alles gekommen ſei, ſogar ſein ſilbernes Cigarrettenetui und die neuen Stiefeln habe er durch die Niedertracht eines Menſchen, dem er wohlgethan, eingebüßt. Karline ſtand ſchon wieder ganz unter ſeinem Banne. Wie dieſer Menſch zu erzählen wußte. Das hörte ſich alles ſo vernünftig und gut an. Ihr Gemüt war ganz gerührt, durch all das Unglück, was den Armen betroffen hatte.

„Alſo zur Stadt willſt de, eine Schürze kaufen?" fragte er plötzlich. Karline antwortete mit einem „ja!" das ſehr ſchüchtern herauskam; es war ihr ſo ungewohnt, zu lügen.

„Haſtde denn Geld mit?" fragte er und blickte ihr ſcharf in die Augen. Sie wurde über und über rot, lächelte blöde, und bejahte. „Hm, du! —" meinte er, „weißt du was! Ich werde mit dir gehen. Ich hole och grade was in der Stadt." —

Karline geriet in die größte Verwirrung. Nun mußte ja alles herauskommen, wenn er mit ihr zur Stadt kam, und ſah wo ſie hinging. Aber ſie beſchloß zu ſchweigen. Soweit traute ſie ihm doch nicht, daß ſie ihm ihr Geheimnis ohne weiteres anvertraut hätte.

Graubs holte eine Flaſche aus der Bruſttaſche, nahm einen Schluck und bot ihr an. Sie wagte nicht, abzulehnen, obgleich ihr Branntwein von jeher zuwider geweſen war. Dann erklärte er, einen Weg

zur Stadt zu wiſſen, näher als die Fahrſtraße; man müſſe hier rechts abgehen. Karline wollte nicht recht daran; ſie dachte an die Ermahnung des Herrn Inſpektors. Aber Graubs ließ nicht locker, er machte ſogar ein böſes Geſicht, als ſie zauderte, mit ihm in den Feldweg einzubiegen. Sie that ihm ſchließlich den Gefallen, und ſo gingen ſie zwiſchen wogenden Ährenfeldern dahin.

Graubs fing an zu ſingen, nicht gerade mit klangvoller Stimme; aber es war doch Geſang und ihr bereitete es Vergnügen. Er war nun wieder ganz der alte luſtige Schwerenöter, wie ſie ihn von der Geſindeſtube her kannte. Er fragte auch flüchtig nach der Mittelmagd; daß ſie jetzt einen anderen Liebſten habe, ſchien ihn nicht zu betrüben. „Haſte de denn noch dei Geld in der Lade, Karline?“ fragte er mitten in einem Soldatenliede ſtockend. Karline bejahte verwirrt. Er ſchwieg eine Weile, ſchien zu überlegen, dann begann er auf einmal, große Pläne zu entwickeln. Er habe vor, ein Fuhrmannsgeſchäft anzulegen; er verſtehe ſich ja aufs Fahren und auf Pferde; nebenbei noch ſo ein bißchen Pferdehandel, da könne man im Handumdrehen ein reicher Mann werden. Lachend meinte er: „Dann machen wir Hochzeit, Karline — was?“ Er knuffte ſie bei dieſer Werbung in die Seite. Sie lachte mit ihm. Das Wort that ihrem Herzen wohl. Ja, in ein paar Jahren, warum denn nicht, dachte ſie bei ſich. Graubs würde ihr ſchon gepaßt haben. Wenn er nur etwas ordentlicher werden

wollte! Den Schnaps ſchien er zu lieben; er hatte inzwiſchen ſchon wieder zweimal die Flaſche gezogen.

Karline merkte kaum, wie die Zeit ſchwand. Ihr Begleiter ſorgte für Unterhaltung. Ohne daß ſie es ihm verwehrt hätte, hatte er den Arm um ſie gelegt. Geküßt hatte er ſie auch ſchon; darauf verſtand er ſich. Sie war noch immer ſehr ſchüchtern, nannte ihn nicht anders, als „Herr Graubs" und „Sie!" obgleich ſie ſich doch früher als Knecht und Magd immer geduzt hatten. Er flüſterte ihr allerhand Dummheiten ins Ohr, machte ſie erröten, und kichern. Aber wonnig war es doch, ſo dem Unbekannten entgegenzugehn, ſo den eigenen Widerſtand allmählich immer ſchwächer und ſchwächer werden zu fühlen.

Wieder kam ein Kornfeld. Er brauchte ſie gar nicht mehr zu drängen. Die Kornwände ſchlugen hinter dem Paare zuſammen, die Ährenwellen wogten über ihnen im leichten Winde, und hoch oben im wolkenloſen Himmel jubilierte eine Lerche. —

Das Kornbett behielt ſie nicht für immer. Nach einiger Zeit befanden ſich Graubs und Karline wieder auf dem Wege. Sie hatten die Rollen vertauſcht. Jetzt war ſie die Zärtliche, die Vertrauen und Liebe ſuchende. Sie ſchmiegte ſich an ihn, liebkoſte ihn in linkiſcher Weiſe — wie ſchnell hatte das einfältige Mädchen alle dieſe Künſte erlernt! — Sie wollte ſeine Hand nicht mehr laſſen. Er war ja jetzt ihr ein und alles, ihre Zukunft, ihr Liebſter. In ihren Blicken ſprach ſich alle Innigkeit, alle ſelbſtloſe Liebe der zukünftigen Mutter aus. — Er dagegen hatte alle

Lebhaftigkeit eingebüßt. Mürriſch und gelangweilt ging er einher; ihre Zärtlichkeit war ihm zuwider. Er machte ſich in nicht gerade zarter Weiſe von ihr los. Sie ging von da ab hinter ihm drein auf dem ſchmalen Feldwege, wie im Traume, beſeligt durch ihr junges Glück.

An einer Feldecke, bei einem einzelnen Baume, machte er Halt. Ob ſie nichts zu eſſen bei ſich habe, fragte er ſie unwirſch. Sie zog ein Packet aus der Taſche, und wickelte ein Stück Brot aus ihrem Sacktuche. Er verzog das Geſicht; trocknes Brot! Karline lächelte blöde-verſchmitzt. Aus der dicken Brotſcheibe löſte ſie eine Art von Brotpropfen. Dort hatte die Gute in einer verborgenen Höhlung ein ganz hübſches Quantum Butter untergebracht. Graubs, der ſich auf einem Rainſteine niedergelaſſen hatte, zog ſein Taſchenmeſſer, und machte ſich ans Eſſen; abwechſelnd ein Stück Brot und ein Stück Butter mit der Meſſerſpitze zum Munde führend.

Karline ſtand beſcheiden beiſeite, und ſah ihm zu; entzückt, daß es ihm ſo gut zu ſchmecken ſchien. Sie hatte ihn auf einmal ſo unausſprechlich lieb gewonnen. Nun war es ja entſchieden, daß ſie die Seine werden würde. Sie ſtand und ſtand, ſah Biſſen um Biſſen in ſeinem Munde verſchwinden. Was hätte ſie um einen Blick von ihm gegeben, jetzt, oder um ein freundliches Wort! Aber er ſchien ſchlechter Laune zu ſein. Worüber mochte er ſich nur ärgern?

Nun war er fertig mit eſſen. Er dehnte ſich, gähnte, nahm einen Schluck aus der Flaſche, und er-

klärte, er wolle nun ſchlafen; ſie möge hier auf ihn warten.

Karline erſchrak. Das ging doch nicht! Sie mußte ja zur Stadt. Sowieſo hatte ſie viel zu viel Zeit verthan unterwegs. Wer weiß, wie lange die Sparkaſſe offen war. In aller Demut ſtellte ſie ihm vor, daß ſie keine Zeit habe, zu warten. Er fuhr ſie an, dann möge ſie ſeinethalben allein gehen; er brauche ſie nicht. Sie ſtand ratlos vor ihm, und begann zu weinen. Was ſollte ſie denn nun anfangen? Sie wußte ja von hier aus nicht einmal den Weg nach der Stadt, nachdem er ſie von der Fahrſtraße weggelockt hatte. Graubs machte inzwiſchen Anſtalten, ſich der Länge lang in den Baumſchatten zu legen.

Ob ſie ihm alles ſagen ſollte, auch das mit dem Sparkaſſenbuche? — Einmal mußte er's ja doch erfahren, jetzt, wo ſie ſo zu einander ſtanden. Vielleicht würde das ſeine Liebe zu ihr vermehren, wenn er erfuhr, daß ſie dreißig Thaler im Vermögen habe. Vielleicht würde er dann wieder gut werden mit ihr. Anfangs zaghaft, begann ſie, ihr bisher ſorgſam gehütetes Geheimnis vor ihm zu enthüllen. Graubs ſetzte ſich auf. Die Sache ſchien ſein Intereſſe aufs höchſte zu erregen. Er ließ ſich das Sparkaſſenbuch zeigen, ſah es durch, nickte zuſtimmend, und erklärte ſich bereit, ſofort mit dem Mädchen zur Stadt zu gehen. Seine Müdigkeit ſchien auf einmal völlig überwunden; er trieb jetzt ſelbſt zur Eile an.

Sie hatten ſich auf Umwegen wieder auf die große Straße begeben. Bald kamen ſie durch eine größere

Ortſchaft. Hier wurde Schützenfeſt abgehalten. Schon den ganzen Vormittag über hatten ſie in der Entfernung vereinzelte Schüſſe fallen hören. Jetzt vernahmen ſie das Schießen, die Muſik und den ſonſtigen Lärm des Feſtes aus nächſter Nähe.

Graubs ſchlug vor, den Schießplatz zu beſuchen. Karline war mehr dafür, ohne Aufenthalt nach der Stadt zu gehen. Aber er meinte, auf eine Viertelſtunde käme es nicht an. Das Mädchen war leicht zu beſtimmen; ſchließlich lockte auch die Muſik und der Anblick der vielen Feſtbuden. Bald ſtand man vor einem Zelte, das die vielverheißende Aufſchrift „Echte Menſchenfreſſer" trug. Ein geputztes Fräulein ſtellte einen Schwarzen vor, der unter ſchrecklichem Geſchrei allerhand Tänze aufführte, und ſchließlich eine rohe Taube verſchlang. Karline war gänzlich benommen von dieſer Schauſtellung. Dann begab man ſich vor eine Kuchenbude. Graubs beſchenkte das Mädchen reichlich mit Kuchen. Sie hatte Appetit und der Kuchen ſchmeckte ihr vortrefflich. Als es zum Bezahlen kam, geſtand er ihr, daß er kein Geld habe, und bat ſie, ihm etwas zu leihen.

Karline zog ihr Geldtäſchchen hervor. Es war geſtopft voll mit großer Münze. Er nahm ihr das Täſchchen aus der Hand, ließ wechſeln, bezahlte, gab es ihr aber nicht zurück. Er wolle ihr das Geld derweilen aufheben, meinte er; bei ſolchen Feſten gäbe es immer Spitzbuben. —

Man kam an ein Karuſſel. Graubs ſchlug vor, ſich darauf zu ſetzen. Karline hatte keine große Luſt

dazu; die Ausgabe reute ſie. Aber er wußte ſie zu überreden. Als das Karuſſel das nächſte Mal hielt, hob er ſie hinauf. Er ſelbſt werde ſich auf das nächſte Pferd hinter ſie ſetzen, erklärte er.

Es klingelte, die Maſchine ſetzte ſich in Gang. Eine heiſere Muſik ertönte, in einem fort läutete es — dazu die kreiſende Bewegung, das Schwanken, der Luftzug — Karline wurde es ſchwindlich. Sie mußte ſich an den Hals des Pferdes anhalten, um nicht herunterzufallen. Das Mädchen war von Herzen froh, als das Karuſſel endlich ſtill ſtand.

Sie ſah ſich nach ihrem Freunde um; er war nicht da. Sie hatte doch ganz beſtimmt geglaubt, er ſitze auf dem Pferde hinter ihr. Karline lief um das ganze Karuſſel herum; nirgends eine Spur von ihm! —

Jetzt blitzte in dem Kopfe der Einfältigen ein Verdacht auf. Wie ein Meſſerſtich traf es ſie. Ihr wankten die Kniee. Kaum, daß ſie ſich noch aufrecht zu erhalten vermochte. Ihr Geld! Er war mit ihrem ganzen Gelde davongelaufen.

Bleichen Angeſichts, mit verzogenem Munde und ſtieren Augen lief ſie umher, guckte in alle Buden. Nirgends der, den ſie ſuchte! Sie ſtöhnte, mußte ſich ſetzen. Dann ſtand ſie auf, lief von neuem umher, völlig kopflos, jammerte, fragte die Vorübergehenden in ihres Herzens Angſt, ob ſie ihn nicht geſehen hätten. Niemand wußte, wer Guſtav Graubs ſei.

Das Benehmen des Mädchens fing an Aufſehen zu erregen. Eine Anzahl halbwüchſiger Jungens folgte

ihr; bald ſchloſſen ſich auch Erwachſene an. Sie heulte jetzt ganz laut.

Einer von der Schützengilde nahm ſich des weinenden Mädchens an. Er bekam durch längeres Fragen aus ihr heraus, was ihr widerfahren ſei. Nun wurde der Ortspoliziſt geholt, der die Aufſicht auf dem Feſtplatze hatte. Der behandelte den Fall mit vieler Wichtigkeit, ging ſofort auf den tiefſten Grund der Sache, er fragte das Mädchen nach Namen, Stand, Alter, Herkommen, und brachte das alles zu Protokoll. Jemand aus der Menge machte den naheliegenden Vorſchlag, dem Diebe nachzuſetzen; der Poliziſt erklärte jedoch, daß er außerhalb des Feſtplatzes keine Machtbefugnis habe, das ſei Sache der Gendarmerie. Nach längerer Beratung wurde nach dem Gendarm geſchickt.

Bis der kam, ſaß Karline auf einer Bank, ſtill vor ſich hinweinend, von einer Schar Neugieriger umſtanden, die den Fall beſprachen und dem Mädchen wohlgemeinte Ratſchläge erteilten.

Der Gendarm nahm kein weiteres Verhör mit Karline vor. Graubs ſchien ihm bekannt zu ſein, er bezeichnete ihn als einen „gefährlichen Landſtreicher“. Er forderte das Mädchen auf, mit zu kommen, um den Dieb in den nächſten Ortſchaften zu ſuchen. —

Spät abends kehrte Karline auf den Hof zurück, mit wunden Füßen, ohne Geld, zu Tode unglücklich. Natürlich hatten ſie den Dieb nicht gefunden.

Thränen hatte ſie nicht mehr; in ihrem armen beſchränkten Kopfe ſah es wirrer aus denn je. Und nun

das Gerede und Gefrage des gesamten Hofgesindes über sich ergehen lassen zu müssen! Die Mägde lachten sie aus, und der Inspektor war wütend über solche Dummheit.

Am nächsten Morgen trat sie zur Arbeit an, wie gewöhnlich. Äußerlich merkte man ihr kaum an, daß sie an einem Tage die seligsten und die verzweifeltsten Stunden ihres Daseins erlebt hatte. Karline war noch stiller und blöder als vordem. Der Ruf ihrer Dummheit hatte sich durch das Gerücht weithin verbreitet. Wo immer ihre Geschichte erzählt wurde, hielt man sich die Seiten vor Lachen. Ganz besonders interessant aber wurde ihr Geschick, als es sich zeigte, daß der verhängnisvolle Gang nach der Stadt auch noch anderweite Folgen für das Mädchen mit sich gebracht hatte. —

Das blöde Lächeln, das früher Karlinens einfaches Gesicht erhellt hatte, wenn sie an ihren heimlichen Schatz in der Lade dachte, dieses Lächeln, das eine Zeit lang völlig von ihren Zügen verschwunden war, stellte sich jetzt wieder ein; aber nunmehr dachte sie an ein ganz anderes Kleinod. —

Eines Tages bekam sie eine Vorladung. Sie mußte vor den Richter, in Voruntersuchung gegen einen gewissen Gustav Graubs, der sich der Unterschlagung verdächtig gemacht hatte. Später fand Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht statt, zu der sie als Zeugin geladen war.

Karline erschien an Gerichtsstelle. Den Richtern entging es nicht, daß sich das Mädchen in anderen

Umſtänden befinde. Der Angeklagte wurde aus der Unterſuchungshaft vorgeführt. Karline ſah ihn nicht an. Sie ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen, verſchämt und verſchüchtert durch ſo viel Blicke, die ſie von allen Seiten auf ihre Perſon gerichtet ahnte. Erſt als der Vorſitzende ſie aufforderte, ſich den Angeklagten anzuſehen, und zu erklären, ob er derjenige ſei, der ihr das Geld abgenommen habe, blickte ſie ſcheu nach dem Manne auf der Anklagebank hin, und ließ ein kaum vernehmbares „ja!“ hören.

Graubs ſah völlig verändert aus. Sie hätte ihn kaum wieder erkannt, bartlos wie er jetzt war, mit dem kurzen Haar, der bleichen Geſichtsfarbe und dem grauen bis an den Hals geſchloſſenen Leinwandkittel. Er fing ihren Blick; ſein Auge ſchien ſie anzuflehen. Sie hätte ihn gerne verſchont, hätte gern alles verſchwiegen, um ſeinetwillen, denn ſie hatte ihm längſt vergeben; aber ſie durfte ja nicht ſchweigen, ſie mußte ja die reine Wahrheit ſagen: ſie hatte es ja beſchworen.

Und ſo wurde denn Graubs trotz hartnäckigen Leugnens wegen Unterſchlagung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Amtsrichter ſprach, nachdem die Verhandlung vorüber war, noch ein paar Worte mit dem Mädchen. Er legte ihr nahe, ihren Anſpruch auf Alimente gegen Graubs geltend zu machen. Aber Karline wollte davon nichts wiſſen. Und der Herr Amtsrichter ſchüttelte den Kopf über ſo viel Dummheit. —

Die Geburt ging leicht von ſtatten. Am Tage vor dem Ereignis hatte die Magd noch auf dem Felde ge-

arbeitet, acht Tage darauf meldete sie sich schon wieder zum Dienste.

Sie gab das Kind nicht von sich; was es heißt, bei fremden Leuten aufwachsen, das hatte sie an sich selbst erfahren. Sie mietete sich ein bescheidenes Zimmer im Dorfe, und ging weiter zur Arbeit auf das Rittergut. Eine alte Frau, die im selben Hause das Ausgedinge hatte, sah, während die Mutter abwesend war, nach dem Würmchen.

Es war ein strammer Junge. Die dunklen Augen hatte er vom Vater, im übrigen zeigte er ganz die einfältigen Züge seiner Mutter.

Nach wie vor war Karline sparsam bis zum Geize. Aber jetzt hatte ihre Sparsamkeit einen neuen Zweck bekommen. Nicht mehr für ihre Aussteuer, sondern für ihren Jungen, legte sie nunmehr zurück.

An Max Halbe.

Die Rivalen.

Freiherr von Grünau auf Mieszkowo war ein einsamer Junggeselle. — Einsam nicht nur darum, weil er sich nicht hatte entschließen können, zu heiraten, einsam weil ihm weder Bruder noch Schwester, noch irgend welche nähere Anverwandte lebten, und einsam schließlich auch, weil er in einem Gott- und Menschen verlassenen Winkel unseres östlichen Vaterlandes wohnte, wo sich, wie das Sprichwort sagt: Wolf und Fuchs „Gute Nacht" sagen.

Flach wie ein Tisch war die Gegend. Der Sand stritt sich mit dem Sumpfe um die Herrschaft im Gelände. Am Horizonte zog sich eine schier endlose dunkle Linie hin: der Kiefernwald.

Mieszkowo lag auf einer mäßigen Erhöhung, die sich aus der Plattheit der Ebene weithin sichtbar erhob. Das Schloß, von Schlachzitzen erbaut, ein Zeuge vergangener Herrlichkeit, mit stolzem Portal, einer Auffahrt und vorspringenden Flügeln, erhob sich aus einem

unordentlichen Haufen von Polackenwohnungen: Lehmbauten mit Strohdächern, die ſich aus einiger Entfernung wie Maulwurfshaufen ausnahmen. Abgeſondert davon erhob ſich eine Gruppe weißgetünchter, ziegelgedeckter Gebäude, von Gärten umgeben, in denen Obſtbäume ſtanden, und kleine reinlich gehaltene Blumenbeete nicht ohne Pedanterie abgezirkt waren. Das war eine Kolonie deutſcher Bauern: eine germaniſche Inſel mitten im ſlaviſchen Gebiet.

Die Deutſchen hatten ihre Kirche. Groß war ſie nicht, aber freier evangeliſcher Geiſt ſchien aus ihren hellen Fenſtern zu blicken. Die verſtreuten Proteſtanten aus zehn umliegenden Ortſchaften waren hier eingepfarrt. — Nächſt dem Schloß war das evangeliſche Pfarrhaus wohl der ſtattlichſte Profanbau in Mieszkowo. Man hätte denn der Schenke den Vorzug geben müſſen; ſo wenigſtens ſchienen die Polacken zu denken, die tagein tagaus in der Schenkſtube ſaßen und die dummen Deutſchen ſich abſchinden ließen, den durch langen Raubbau entwerteten Boden in beſſere Kultur zu bringen.

Aber auch die Polen beſaßen ihre Erbauungsſtätte. In einem Flügel des Schloſſes war die katholiſche Kapelle untergebracht, und der Prieſter, ein Kuratkaplan, hatte nicht weit davon in einem aus Trümmern der verfallenden Schloßrampe erbauten Häuschen ſeine Wohnung. — So hatte es der Vater des jetzigen Beſitzers übernommen, als er Mieszkowo von einem bankerotten polniſchen Edelmann erwarb.

Freiherr von Grünau ſaß hier ſeit manchem Jahre. — Früher war er viel im Land umhergefahren zu

Diners, Bällen, Gelagen und Jagden. Er hatte beim Tanzen, Trinken, Kartenſpiel und Waidwerk ſeinen Mann geſtellt. Aber mit dem herannahenden Alter wurde der Freiherr ſchwerfälliger. Im Trinken und Eſſen mußte er ſich Maß auferlegen; denn ſchon meldete ſich das Podagra. Aus demſelben Grunde war er zum Sport verdorben. Und mit den Frauen — das war ſo eine Sache! — Früher hatte er manches Glück gemacht; auch jetzt noch blitzten ihn die dunklen Augen polniſcher Edelfräuleins verheißungsvoll an. — Aber Grünau war klug genug, um zu verſtehen, daß ſeine kontrakte, durch Platte und gerötete Naſe verunſtaltete Perſönlichkeit, ſchwerlich ſo feuriges Begehren hervorrufen könne; ſolches Entgegenkommen galt vielmehr dem Beſitzer von Mieszkowo, der mit zwölftauſend Morgen Land und überſchüſſigem Bargeld unter den verſchuldeten Grundbeſitzern der Umgegend, als Mann von geordneten Verhältniſſen, eine vielbeneidete Stellung einnahm.

Und ſo zog ſich denn Herr von Grünau allmählich von aller Geſelligkeit zurück, ſaß einſam in ſeinem großen Schloſſe, von dem er nur wenige Zimmer bewohnte, und widmete ſich der Verwaltung ſeines Gutes.

Aber Schweine- und Schafzucht, Kartoffel- und Körnerbau vermochten doch nicht Geiſt und Gemüt dieſes Mannes auszufüllen, der lebhaft und aufgeweckt war von Natur und nicht ohne Sinn für höhere Genüſſe.

Herr von Grünau fand, daß die beſte Cigarre ſchlecht ſchmecke, wenn man ſie einſam rauchen mußte,

und der Bordeaux — zu dem er ſich neuerdings bekehrt hatte, weil der Rheinwein zu viel läſtige Salze in ſeinen Gelenken abſetzte — glitt ihm auch angenehmer über die Zunge, wenn er ein wenig über Politik und Geſchichte, oder über die neueſten Erfindungen und Mordaffairen, wie ſie ihm die Zeitung vermittelte, plaudern konnte.

Nun waren die gebildeten Leute in Mieszkowo ziemlich dünn geſäet. Außer dem Inſpektor und dem Schulmeiſter konnten da nur noch die beiden Geiſtlichen, der evangeliſche und der katholiſche, in Frage kommen.

Mit dieſen beiden Herren ſaß denn der Freiherr auch manchen Abend beiſammen, im großen Bankettſaal, beim Marmorkamine. — Manch wilderes Gelage, als dieſes zahme Convivium, hatte der Raum ſchon geſehen, in den Tagen der Jagellonen und ſpäter. Aber dieſe drei Wackeren vertrieben ſich die Zeit auch nicht ſchlecht, bei gutem Wein, echten Cigarren und einer Unterhaltung, die bald ernſt war, bald launig, häufig auch belehrend, und auf alle Fälle einen angenehmen Zeitvertreib für die Beteiligten bedeutete. Manch liebes Mal trennt man ſich erſt, wenn bereits die Morgendämmerung über die öſtlichen Steppen und Sumpfflächen heraufkam.

Geſtritten wurde ſelten, und gab es ja einmal Meinungsverſchiedenheiten, ſo regten ſie doch nicht die Gemüter allzu tief auf, denn Grünau hatte, mit Rückſicht auf die beiden Geiſtlichen verſchiedener Konfeſſionen, in weiſer Vorſicht, ein für allemal das Thema Religion ausgeſchloſſen. Und da dieſes heikle Gebiet ein-

gezäunt war, konnte man ſich auf den weiten Gefilden menſchlichen Wiſſens um ſo luſtiger tummeln. Das geſchah denn auch um ſo zwangloſer, als dieſe drei auf eine Scholle zuſammengeworfenen Männer, wie von Natur dazu geſchaffen waren, einander zu ergänzen und zu unterſtützen.

Der Freiherr war ein Mann von ſchönen Gaben, die nicht ausgenutzt waren, aber auch nicht völlig brach gelegen hatten. Er war in ſeiner Jugendzeit viel gereiſt. Das Paris zu Napoleons des Dritten Präſidentenzeit hatte er ſo genau gekannt, wie jetzt ſeinen Schweineſtall in Mieszkowo. — Gleichſam unter einer Decke lagen all dieſe alten Geſchichten bei dem alternden Junggeſellen. Ein wenig eingeroſtet war er und verbauert, aber wenn er die nötige Anregung gefunden — was gewöhnlich bei der zweiten Flaſche eintrat — konnte er witzig werden und manches Intereſſante aus der Vergangenheit auskramen.

Der evangeliſche Pfarrer war ein Mann von gediegenem Wiſſen, nicht bloß auf theologiſchem Gebiete. Er konnte noch jetzt ſeinen Homer, Sophokles und Horaz citieren. Leider neigte er ein wenig zum Doktrinär, hörte ſich gern ſprechen, und liebte es, mit paſtoraler Salbung ſeine Weisheit an den Mann zu bringen. Aber bei den beiden anderen war er da an die rechten gekommen; ſie verſtanden es, ſeiner Beredſamkeit, wenn ſie ſich allzuſehr ausbreiten wollte, mit guter Laune die Flügel zu ſtutzen.

Der katholiſche Kaplan war ein Pfiffikus. Die Tonſur ſaß bei ihm auf einem Kopfe voller Raupen und

luſtiger Einfälle. Gelernt hatte er nicht allzuviel, aber ſein Mutterwitz traf darum doch den Nagel viel häufiger auf den Kopf, als die pedantiſche Gelahrtheit des evangeliſchen Klerikers. Die kupferne Färbung ſeiner Naſe wetteiferte mit der des Junkers. Aber bei ſeinen Beichtkindern that ihm das keinen Schaden, die beſaßen Verſtändnis für ſo etwas. Seine Gemeinde hat der Kaplan ganz gehörig im Zuge.

Die Harmonie zwiſchen den beiden Konfeſſionen war in Mieszkowo bisher nicht ernſtlich geſtört worden. Die beiden Geiſtlichen lebten in Frieden nebeneinander; das Bindeglied war der Freiherr und die gemütlichen Abende auf dem Schloſſe.

Grünau ſelbſt war evangeliſch. Zwar machte er den beiden Klerikern gegenüber kein Hehl daraus, daß er im Grunde vom Glauben nicht allzuviel halte; aber er beſuchte das evangeliſche Gotteshaus des Ortes, deſſen Patron er war, allſonntäglich, wohl um des guten Beiſpieles willen und aus Rückſicht für ſeinen Freund, den Pfarrer. Auch hatte der Freiherr ſeinen kirchlichen Sinn, ſchon anderweit aufs deutlichſte dargethan, indem er zur würdigeren Ausſchmückung des Gotteshauſes eine Geldſpende gemacht, und auch gelegentlich ſeinem Pfarrer gegenüber Andeutungen hatte fallen laſſen, daß er ſpäter noch weitere Dotationen vorzunehmen gedenke. Dem katholiſchen Gottesdienſte, obgleich die Kapelle im Schloſſe gelegen war, hielt ſich der Freiherr, als Proteſtant, fern. —

Der Friede, der in dieſer Weiſe eine Zeit lang zwiſchen den beiden Konfeſſionen und ihren Dienern

in Mieszkowo beſtanden hatte, und der allen nur zu Nutz und Frommen geweſen war, erlitt jedoch ſeine Erſchütterung, — geſprengt ward ein für allemal das traute Convivium der drei Männer im Bankettſaale.

Das kam ſo:

Zum Unterſchiede von den beiden anderen Genoſſen beſaß der evangeliſche Pfarrer eine Frau.

Schon lange waren der Frau Paſtorin die abendlichen Zuſammenkünfte auf dem Schloſſe ein Dorn im Auge geweſen. Sie fand in dem ſpäten Nachhauſekommen ihres Gatten eine unverantwortliche Verletzung der ehelichen Pflichten. Ein wahrer Greuel in ihren Augen waren von jeher die Sitten des Freiherrn geweſen. Und leider, es muß ausgeſprochen werden, ſie waren etwas locker, die Sitten des Junkers. Wer wollte es einer wohlanſtändigen Pfarrfrau verdenken, daß ſie alles that, um der Anſteckung ihres Eheherrn durch laſterhaftes Beiſpiel vorzubeugen? —

Es war ſchon früher gemunkelt worden, daß Herr von Grünau mit dieſem oder jenem weiblichen Weſen im Dorfe zarte Beziehungen aufrecht erhalte — genaues jedoch wußte man nicht. Einem einzelnen Herrn wird leicht etwas nachgeſagt. Sicher iſt, daß das Herz des Junkers, trotz ſeiner Jahre, nicht frei war von Schwächen und Thorheiten.

Ein neue Wirtſchafterin kam aufs Schloß. Raphaela hieß ſie; mit weißem ovalen Geſicht, und den ſchönen dunklen Augen der polniſchen Raſſe. — Und nun ereignete ſich eine ſehr menſchliche Geſchichte. Zwei

Kinder gebar Raphaela ihrem gnädigen Herrn, einen Knaben und zwei Jahre darauf ein Mädchen.

Der Frau Paſtorin war das außer dem Spaße. Sie ſtammte aus anſtändiger Familie — Kreisſekretär war ihr Vater geweſen, wie ſie gern erzählte — ſie wußte daher, was ſich gehörte. Drei Töchter ſaßen ihr daheim. Hübſch waren dieſe Mädchen nicht, aber ſittſam; das Haus eines jeden Edelmanns hätten ſie geſchmückt, wenn ſich ein ſolcher nur um ſie hätte bewerben wollen. —

Der evangeliſche Pfarrer hatte anfangs ein Auge zugedrückt zu dem Thun und Laſſen des Freiherrn. Er wußte, warum. Der Junker hatte ſeinen Kopf für ſich und ließ ſich von niemandem in ſeine Privatangelegenheiten hineinreden. Aber die Frau Paſtorin lag ihrem Gatten in den Ohren, bohrte ſo lange, bis er ſchließlich, wenn auch mit ſchwerem Herzen, daran ging, dem Freiherrn Vorſtellungen über ſeinen Lebenswandel zu machen.

Der Pfarrer kam nicht weit mit ſeiner Moralpredigt. Herr von Grünau erklärte ihm rundweg, er möge ſich gefälligſt um ſeine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Von da ab trat eine Abkühlung ein zwiſchen dem Pfarrer und dem Beſitzer von Mieszkowo. Seltener und ſeltener wurde der Geiſtliche aufs Schloß gebeten. Wenn er zum Freiherrn kam, war es nicht mehr das alte gemütliche Verhältnis. Er hatte das Gefühl, als warteten die beiden anderen nur auf ſein Gehen, um ſich über ihn luſtig zu machen. In den zwinkernden

Schalksaugen des Kaplans funkelte etwas wie triumphierender Hohn. Der Pfarrer fühlte sich unbehaglich in dieser Gesellschaft und so blieb er allmählich ganz weg; nicht ohne schwere Bekümmernis im Herzen zu empfinden.

Dieser Zwist mit seinem Patronatsherrn hatte manchen schönen Plan für den Geistlichen zerstört. Unter anderem wurde die Dotation, welche Herr von Grünau der evangelischen Kirche in Aussicht gestellt hatte, in Frage gestellt. Wer weiß, was der Kaplan im Schilde führte! Diesen römischen Füchsen konnte man ja nie über den Weg trauen.

Der Kaplan hatte jetzt Oberwasser. Öfter denn je war er auf dem Schlosse zu finden. Freier und lustiger gestalteten sich jetzt die Abende, seit der steifleinene Doktrinär gegangen, und mancher Witz wurde auf seine Kosten gemacht. Jetzt waren sie unter sich und sprachen dem Weine stärker zu, als früher. — Die Gicht des Junkers wurde schlimmer und das Pfäfflein ward manchmal in einem Zustande gesehen, welcher der Würde seines Amtes nicht durchaus entsprach.

Der evangelische Geistliche dachte gar manches Mal, wenn er mit seiner energischen Ehehälfte und den zur Altenjungferschaft heranreifenden Töchtern des Abends beisammensaß, und von den Frauen gar mancher Stich mit der Nadel ins Zeug und nicht minder mit den spitzen Zungen in die Haut des Familienhauptes geführt wurde — wie oft gedachte der Arme da der angenehmen Stunden, die er bei

flackerndem Kaminfeuer im herrschaftlichen Bankettsaale, bei trefflicher Unterhaltung verbracht hatte.

Häufiger aber noch als die Wehmut regte sich die Galle bei ihm, wenn er sah, wie der katholische Geistliche mehr und mehr in die Gunst des Freiherrn hineinwuchs.

Überall glaubte er jetzt den Einfluß des Rivalen zu spüren. Des Freiherrn und Raphaelas Kinder waren nach der Konfession der Mutter katholisch getauft worden. Kein Zweifel, das war das Werk des Kaplans.

Der Pfarrer wollte vor Neid vergehen. Jener saß so recht an der Quelle; jederzeit durfte der Kaplan mit dem Freiherrn verkehren, der für ihn, seinen eigentlichen Beichtvater, nur noch in Geschäften zu sprechen war. — Die Rittergutsloge in der evangelischen Kirche war jetzt häufig leer. Eines Tages wurde dem Pfarrer eine Nachricht hinterbracht, die ihn geradezu erschreckte: Der Freiherr war in der katholischen Kapelle zur Messe gesehen worden.

Jetzt wurde die Sache ernst. Der Pfarrer glaubte nun zu verstehen, worauf es der andere absehe. Das wäre der Gipfel der Schmach gewesen, wenn es seinem Rivalen gelang, den alternden Junker zum Konvertiten zu machen. Welch peinliches Aufsehen mußte ein solcher Fall erregen! Was würde die hohe evangelische Kirchenbehörde dazu sagen! — Und womöglich fiel dann die schöne Dotation, die er bereits als sicheres Erbteil seiner Kirche angesehen, dem Gegner zu.

Entrüstung, Ärger und Neid wuchsen in der Seele

des Pfarrers, verstärkt durch das Gefühl völliger Ohnmacht.

Am schwersten erschien es ihm, das Benehmen des Kaplans zu ertragen. Man konnte es nicht vermeiden, sich hin und wieder zu sehen, in dem kleinen Orte. Der katholische Priester floß bei solchen Gelegenheiten stets von Freundlichkeit über, fragte mit der ernsteten Miene der Welt nach dem Befinden Hochwürden des Herrn Bruders. Ja, der Erzschelm brachte es fertig, den anderen, wegen seiner gelben Farbe zu bedauern und ihm ein kräftiges Tränklein anzuempfehlen.

So gingen wieder mehrere Jahre ins Land. Die drei Männer wurden älter, aber nicht glücklicher und besser. — Der Freiherr war inzwischen ein siecher Mann geworden. Raphaela hatte schwere Tage bei der Pflege; denn er war ein schwieriger und eigensinniger Kranker.

Das feiste Gesicht des Kaplans schimmerte ins Violette, und sein evangelischer Amtsbruder wartete in freundlicher Gesinnung längst darauf, daß der Rivale ein Ende mit Schrecken nehmen werde.

Und so kam es auch. — Als einige seiner Beichtkinder eines Morgens bei dem Kaplan eintreten, um ihn zu einer Totenmesse abzuholen, lag er im Bette und rührte sich nicht. Die Braven dachten, Hochwürden habe seinen letzten Rausch noch nicht ausgeschlafen, und zogen sich ehrfurchtsvoll zurück. Aber, als sie nach einigen Stunden zurückkamen und ihr Hirte lag noch immer in derselben Ruhe, lang ausgestreckt, die sonst so rote Nase unheimlich bleich, da merkten sie es: Gott der Herr hatte ihn zu sich genommen.

Thränen aufrichtigen Schmerzes wurden dem dicken Kaplan nachgeweint. Er war doch ein lieber Mann gewesen, leutselig, auf das Wohl seiner Herde bedacht und kein Spaßverderber. Für den Freiherrn bedeutete sein Tod einen herben Verlust. Es ging von da an bergab mit seiner Laune und seinem Befinden; die Gesellschaft des lustigen Zechgenossen fehlte ihm.

Nur einer freute sich über diese Wendung der Dinge und sah darin deutlich den Finger Gottes: der Pfarrer. — Sein Rivale war vom Kampfplatze abgerufen, der dämonische Einfluß des römischen Priesters über den Gutsherrn ein für allemal beseitigt. Nun sollte der evangelische Weizen wieder zur Blüte kommen.

Bei einem gelegentlichen Besuche auf dem Schlosse fand der Geistliche den alten Herrn zugänglicher, als sonst. Die Jahre hatten auch an ihm gearbeitet. — Ein alter Praktikus, wie der Pfarrer von Mieszkowo, wußte nur zu gut: den Tod vor den Augen werden auch die hartgesottensten Sünder weich. Jetzt galt es nur, mit Vorbedacht vorgehen, um diesen alten Wolf mit stumpfen Zähnen einzufangen. Der Pfarrer hatte auch etwas gelernt von dem verstorbenen Rivalen; mit römischen Mitteln, fein und vorsichtig wollte er diesmal operieren.

Das Glück schien ihm günstig. Der junge Kaplan, der an die Stelle des Hingeschiedenen trat, sah nicht wie ein gefährlicher Rivale aus. Er war klein, von dürftiger Figur, und machte einen bescheidenen, ja geradezu schüchternen Eindruck.

„Der trübt kein Wässerchen!“ dachte der Pfarrer

bei ſich und ſchmunzelte ſelbſtzufrieden, im vollen Bewußtſein ſeiner Überlegenheit ſolcher Grünheit gegenüber.

Das Ende des alten Herrn von Grünau nahte inzwiſchen mit ſchnellen Schritten heran; ein wenig zu ſchnell für die Pläne des Geiſtlichen. Er hätte gern etwas mehr Zeit gehabt, die Seele des Sterbenden auf das Jenſeits vorzubereiten.

Häufig, wenn er aufs Schloß kam, hieß es, der Kranke könne heute niemand ſehen, und wenn er es glücklich einmal durchgeſetzt hatte, an das Lager des Freiherrn zu gelangen, war Raphaela ſtets im Zimmer. — Der Kranke ſelbſt war meiſt in ſtumpfe Apathie verſunken; der Pfarrer konnte daher nicht feſtſtellen, welchen Eindruck ſeine Tröſtungen und gelegentlichen Mahnungen auf ihn hervorbrachten.

Die Dinge wollten nicht recht vorwärts rücken. Und dabei war doch Gefahr im Verzuge. Wenn man ſich nicht dazu hielt, ſo ſtarb der Mann in ſeiner Sünden Blüte, ohne Reue und Buße. — Und an wen dann ſeine irdiſche Habe fallen würde, war auch noch eine offene Frage. — Ob er bereits ſein Teſtament gemacht? — Und wen mochte er darin bedacht haben? — Ob er ſich ſeines Verſprechens, die Dotation der evangeliſchen Kirche betreffend, wohl noch entſann? Das waren Dinge, die dem Pfarrer viel im Kopfe herumgingen.

So beſchloß er denn, einen Hauptſturm zu wagen. Er ſtärkte ſich durch Gebet und ging aufs Schloß. Seiner Frau hatte er hinterlaſſen, ſie ſolle ihm den

Talar und die heiligen Gefäße sofort nachschicken, sobald er durch Boten darum bitten lassen würde.

Auf dem Schloßhofe schon merkte er, daß heute etwas besonderes vorgehe. Die Leute liefen in großer Aufregung durcheinander. Es stehe ganz schlimm mit dem Herrn, erfuhr er auf sein Fragen. — „Nun gilt's!" dachte er bei sich und schickte den Boten an seine Frau ab. —

Während er die steinernen Stufen zum ersten Stock emporstieg, überflog er noch einmal schnell die Worte, mit denen er dem Sterbenden ins Gewissen zu reden gedachte. Seit Wochen bereits trug er sie mit sich herum. Der Hinweis auf das Jenseits: die Freuden des Himmels für den Bußfertigen, die Strafen der Hölle für den Verstockten. Und dann mit einem feinen Übergange — auf den er sich nicht wenig einbildete — die ernste Mahnung an den Sterbenden, von allem Irdischen jetzt Abschied zu nehmen, von Geld und Gut, das er ja doch hienieden zurücklassen müsse — sein Haus zu bestellen und auch der Kirche nicht zu vergessen, der er in seinem Leben angehört. — Sanft und voll Schonung wollte er zu Anfang sprechen, aber wenn sich der Sterbende harthörig zeigen sollte, scharf und eindringlich. Nur keine falsche Sentimentalität jetzt! Es galt ja einem guten Zwecke. —

Die Thür zum Krankenzimmer war nur angelehnt. Der Pfarrer blieb einen Augenblick stehen; von drinnen hörte er Weinen und Schluchzen. — Er trat ein.

Befremdet blickte er auf eine seltsame Gruppe.

Herr von Grünau lag in seinem Bette mit geschlossenen Augen. Hinter dem Lager, aufgerichtet, stand der junge Kaplan im Ornate. Auf dem Boden knieend, Raphaela zwischen ihren beiden Kindern. —

Unserem Pfarrer wurde eigentümlich zu Mute. Was war hier vorgegangen?

Stark aus dem Konzepte gebracht, näherte er sich der Gruppe. — Stotternd erklärte er, daß er gekommen sei, dem Sterbenden die letzte Speisung zu bringen, falls er danach Verlangen trage.

Der junge Kaplan, dem in diesem Augenblicke von Schüchternheit durchaus nichts anzumerken war, lächelte unmerklich. Dann, mit ernster Miene, sagte er: „Der Freiherr von Grünau ist soeben von Gott dem Allmächtigen abgerufen worden." — Raphaelas und der Kinder Schluchzen bestätigte das Wort.

„Und — und — — So ist er ohne Tröstung dahingefahren!"

„Mit nichten, Herr Pfarrer!" meinte der junge Kaplan mit weich schmiegsamem Organe. „Er hat das heilige Abendmahl aus meinen Händen empfangen — ist absolviert und mit der letzten Ölung versehen worden."

„Aber — er war Protestant! —"

„Freiherr von Grünau hat auf dem Sterbebette unseren Glauben angenommen."

Der evangelische Geistliche machte in diesem Augenblicke kein besonders geistreiches Gesicht.

Was blieb ihm anders übrig, als sich darein zu finden. Der Freiherr war tot. Wer wollte den

römiſchen Fuchs Lügen ſtrafen? — Der Kaplan ließ ſich, unbekümmert um die Gegenwart des anderen, neben der Leiche auf die Kniee nieder und ſtimmte ein lateiniſches Gebet an.

Der evangeliſche Geiſtliche hielt es für geraten, zu gehen. Auf der Treppe traf er auf ſeinen Küſter mit Ornat, Kelch und Hoſtienbüchſe. Er hieß ihn umkehren.

Kleinlaut begab er ſich nach Haus. Er hatte den Kürzeren gezogen. Rom hatte wieder einmal geſiegt.

* * *

Ein paar Tage darauf ſtand es in allen Blättern der Provinz zu leſen:

„Auf Schloß Mieszkowo verſtarb Herr Karl Friedrich Freiherr von Grünau. Kurz vor ſeinem Tode zum römiſchen Glauben übergetreten, iſt er, mit den Gnadenmitteln der katholiſchen Kirche verſehen, ſelig entſchlafen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen hat der Verſtorbene zur Hälfte ſeiner getreuen Wirtſchafterin und Pflegerin vermacht, zur anderen Hälfte für die Begründung einer ſelbſtändigen katholiſchen Kirche in Mieszkowo beſtimmt.“

An Bruno Wille.

Bezahl's Gott!

Die reichſte Frau des Dorfes, die Kuhbichbäuerin, war geſtorben. Kinder hatte die Witwe nicht hinterlaſſen. Das Bauerngut, in das ſie vor Jahren hineingeheiratet hatte, fiel daher an die nächſten Blutsverwandten des frühzeitig hingeſchiedenen Kuhbichbauers zurück.

Es gab, wie man bei uns zu ſagen pflegt: „eine ſchöne Leiche.“ Die Erben hatten ſich nicht lumpen laſſen wollen. Nach dem Begräbniſſe wurden im Gaſthof — der zu ſolchen Zwecken recht bequem in nächſter Nähe des Kirchhofs gelegen war — Erfriſchungen gereicht: Kaffee, Kuchen, Butterbrot, Wurſt, Käſe, Bier und vor allem Schnaps. Es ging lebhaft her in der Schenkſtube. Von Trauer um die Verſtorbene war nicht viel zu ſpüren. Die ganze Zunft der Klageweiber, fehlte hier vollſtändig. Die Anverwandten verlangten keine Trauerbezeugungen von ſeiten der „Leichengäſte“. Nur ein paar ganz alte Weiblein weinten, wohl

zu ihrem eignen Vergnügen, ganz ſtill für ſich hin. Eine Ausnahme von der allgemeinen Gleichgültigkeit machte Toni, die Magd der Verſtorbenen; das Mädchen heulte, daß ſie ſchließlich der Bock ſtieß. — Eine Thatſache die viel bemerkt wurde, und manches Kopfſchütteln erregte. Denn die Verſtorbene war für ihre Härte dem Geſinde gegenüber bekannt geweſen.

Überhaupt folgte der Kuhbichbäuerin kein guter Leumund nach. Ihr Geiz war berüchtigt. Ihr herriſches rauhes Weſen hatte ſie unbeliebt und gefürchtet gemacht bei Nachbarn und Dienſtboten. Mit der Sippe ihres Gatten hatte ſie von alters her auf Kriegsfuß geſtanden. Die protzige Vetternſchaft konnte es ihr nicht vergeben, daß ſie, ein blutarmes Ding, das nichts beſeſſen, als ihren kerngeſunden Leib und ihre kräftigen Arme, den reichen Kuhbichbauer geheiratet hatte, der von Jugend auf ſchwächlich und ein Schwindſuchtskandidat geweſen war. Auf dieſe Weiſe war den habſüchtigen Anwärtern das große Bauerngut entgangen, das man ſchon als ſichere Beute anzuſehen, ſich gewöhnt hatte. Zwei Generationen waren darüber ins Grab geſunken, bis endlich durch den Tod der lebenszähen Bäuerin das Beſitztum wieder an die Familie zurückfiel.

Eigentlich hätten die Erben nur Grund zur Dankbarkeit gehabt, der Verewigten gegenüber. Sie hatte das Ihre vortrefflich zuſammenzuhalten verſtanden. Haus und Hof waren in tatelloſem Zuſtande, Weg und Steg beſchickt, der Wald geſchont, die Felder in gutem Dung, die Wieſen gepflegt, der Viehſtand vollzählig, die Scheune voll Stroh und Heu, und auf dem Getreide-

boden lagerten Vorräte auf viele Jahre hinaus. Dabei war das Gut schuldenfrei, und auch noch bar Geld übrig. Die Tote erstattete der Familie mit Zinsen zurück, was sie sich, vor jetzt nahezu sechzig Jahren, erheiratet hatte.

Für sich selbst hatte die sparsame Frau nicht viel mehr als Nahrung und Kleidung gebraucht. Weggegeben an die Armen hatte sie nichts. Gestohlen war ihr kaum etwas worden, denn die Kuhbichbäuerin hatte ein paar scharfe Augen im Kopfe, und in ihrer guten Zeit war sie zu allen Tag und Nachtstunden in Haus, Keller, Stall und Scheune umhergegangen, aufpassend, daß ihr nichts abhanden komme. — Zu alledem lag vor der Hausthür ein bissiger Kettenhund, der jedem Bettler in die Beine fuhr. Aber ärger noch als dieser Wächter, konnte die Bäuerin selbst zufahren. So kam es, daß der einsam gelegene Bauernhof in Verruf kam bei den Landstreichern und Bummlern, weit und breit. Während man das ganze übrige Dorf, Haus für Haus, abgraste, mochten die Bewohner noch so arm sein, ließ man die Behausung der anerkannt reichsten Frau im Orte verschont; so gefürchtet war ihre und ihres Hofwächters Bissigkeit.

„A staatsches Weibsbild" war sie gewesen, in ihrer Jugend, das konnte sich jeder sagen, der die Alte mit ungebrochenem Rückgrat, mit ihren knochigen Armen, die sie bei jedem Wetter bis über die Ellenbogen bloß trug, mit ihrem langen, scharfgeschnittenen, durchs Alter ausgetrockneten Gesichte, steif und gerade auf ihrem Besitztum einherschreiten sah, mit herrischer

Miene, wie ſie mit blecherner Greiſenſtimme ihre Befehle austeilte.

Der Kuhbichbauer, auf den ſich die älteren Dorfgenoſſen noch recht wohl beſinnen konnten, war ſo ziemlich in allem das gerade Gegenteil ſeiner Ehehälfte geweſen, ſchwächlich, ſchüchtern, kümmerlich, „a kleener Karle!“ wie im Volksmunde derartige von der Natur ſpärlich bedachte Perſönlichkeiten heißen. — Kinder waren aus dieſem Bunde nicht hervorgegangen.

Manches wurde dieſer Frau nachgeſagt; und vieles davon mochte leeres Gerede ſein.

Ob, wie die Dorfſama behauptete, die Bäuerin ihre „größere Forſche“ dazu benutzt hatte, dem Ehemanne ihr Übergewicht handgreiflich fühlbar zu machen, ſoll dahingeſtellt bleiben. Sicher iſt, daß die „Kuhbchen“, wie ſie genannt wurde, die Hoſen angehabt und daß ſie auch nach ihres Mannes Tode in ihren vier Pfählen das Regiment mit eiſerner Hand geführt hat, unbeliebt und einſam; bis ſchließlich ein wirklich Starker über ſie kam, vor deſſen Hauche auch ihr wettergebräuntes zähes Bauerngeſicht erbleichte. — — —

Die alte Frau lag kaum eine Stunde im Grabe, noch ſchaufelte der Totengräber Erde und richtete den Hügel über der Grube, da war man ſchon drüben im Gaſthof eifrig am Werke, ihren Ruf zu verderben, und allerhand plumpe Witze über ihre Eigenheiten zum beſten zu geben.

Mit erhitzten Geſichtern ſaßen die Bauern da, in jener halbſtädtiſchen Tracht, die den Landleuten ſo ſchlecht ſteht, die ihre Vorzüge: derbknochige Kraft,

und sehnenzähe Festigkeit verhüllt und ihre groben Nachteile doppelt hervortreten läßt. Schon waren einige der jungen Leute stark angetrunken. Niemand konnte wissen, wie dieses Trauerfest enden würde. — Die gesetzteren und vorsichtigen Leute begannen, nachdem sie die günstige Gelegenheit benutzt hatten, ihren Appetit zu stillen, sich langsam zu entfernen.

Ein paar ältere Frauenspersonen verließen selbander den Gasthof. Die eine war eine behäbige Bauersfrau, die „Hoppebäuerin". Ihre Begleiterin eine ältere Jungfrau, bekannt im Dorfe unter dem Spitznamen: „Betjulchen". Diesen Namen führte Julchen weil sie von Jugend auf eine fleißige Kirchgängerin und Besucherin des Katechismusunterrichts und der Betstunden gewesen war. Betjulchen stellte sich als eine mittelgroße, schwächliche Mädchenerscheinung dar, von schwer zu bestimmendem Alter. Ihr äußerer Mensch hatte wenig Dörfisches an sich. Auffällig stach die wächsern durchsichtige Farbe ihres verwelkten Gesichtes von den apfelroten Pausebacken der kugelrunden Hoppebäuerin ab. Ihre Feinde, deren sich Betjulchen trotz ihrer christlichen Gesinnung doch auch einige gemacht hatte, schalten sie eine „Petistin" und behaupteten, sie befasse sich mit Aufhetzen der Leute und allerhand Stänkereien. Andere wieder hielten große Stücke auf sie, priesen ihre Frömmigkeit und ihr gebildetes, „bethuliches" Wesen. Ihr Vater war Dorfschulmeister gewesen, und war, nachdem er pensioniert worden, im Dorfe haften geblieben. Von ihm hatte Julchen den Hang zum Lehrhaften und das

ſalbungsvolle Weſen geerbt. Sie war eine Meiſterin in allerhand ſchönen Künſten. Viele eigenartige Dinge wußte ſie herzuſtellen: Brautkränze, Grabkränze, Blumenſträuße für die verſchiedenſten Zwecke, Patenbriefe, Hochzeitsgedichte, Liebesbriefe. — Sie war im Beſitze eines Briefſtellers, in dem Vorlagen für alle erdenklichen Lebenslagen vorhanden waren; aber das wußten ihre Kunden nicht. Im Dorfe glaubte man allgemein, daß die ſchwungvollen und feingedrechſelten Briefe, die Julchen für ein geringes Entgelt lieferte, Erzeugniſſe ihrer eigenen Phantaſie ſeien. — Auf dieſe Weiſe verdiente ſich das alte Mädchen ihren Lebensunterhalt. Sie zeichnete ſich durch beſondere Sauberkeit der Erſcheinung aus. Da ſie die gröberen Arbeiten ſcheute, und nur den höheren Künſten des Dichtens, Briefſchreibens und Kränzewindens oblag, wurde es ihr nicht ſchwer, ſtets mit gutgehaltenen Kleidern und weißen Händen einherzugehen. Ihr ganzes Auftreten hatte, ihrer höheren Bildung entſprechend, etwas Beſonderes, verfeinertes, durchgeiſtigtes. Sie ſprach ziemlich dialektfrei, und bevorzugte die gewählteren Redewendungen, häufig flocht ſie auch ein bibliſches Citat, oder eine Strophe aus dem Geſangbuch in ihre Rede ein. Ihre Beredſamkeit wurde viel bewundert und geſchätzt. Bei keinem Frauenkaffee im Dorfe durfte das Betjulchen fehlen, denn ſie hatte immer dieſe oder jene Neuigkeit auf Lager, und in der Kunſt, eine Geſchichte, vorzutragen übertraf ſie ſo leicht niemand. —

Die beiden Frauen ſchritten den Kirchſteg hinauf, der parallel der Dorfſtraße an den hinteren Breitſeiten

der verſtreuten Gehöfte entlangführt. Es hatte geregnet. Der Pfad war noch feucht, und die beiden hatten daher vorſorglicherweiſe ihre Feiertagskleider emporgerafft, ſo daß die Unterröcke zu Tage traten. Die Hoppebäuerin trug einen gelbroten Unterrock, Betjulchen, ihrer ernſteren Richtung gemäß, einen kaffeebraunen. Beide hielten Geſangbücher in den Händen, unter denen die unentfalteten Taſchentücher lagen. Zu welchem Zwecke dieſe Tücher eigentlich den Weg zum Kirchhofe und zurück mitgemacht hatten, wäre ſchwer zu ſagen geweſen. Zu welchem Zwecke ſie nicht verwendet wurden, konnte man ſchon eher feſtſtellen, wenn man ſah, wie ſich die Hoppebäuerin deſſen entledigte, was bekanntlich der König einſteckt, während es der Bettler wegwirft. —

Die Hoppebäuerin ſpann das Gerede, das ſie im Wirtshauſe über die Verſtorbene mit angehört hatte, weiter. — Was „die Kuhbchen“ von all ihrem Geize gehabt hätte, philoſophierte ſie. Nun ſei ſie tot, und in ihre harten Thaler teilten ſich die lachenden Erben. Es ſei doch eine Schande geweſen für den ganzen Ort, wie ſie's getrieben hätte.

Das Betjulchen hörte ſich ſolche Reden eine Weile mit an, mit der überlegenen Miene einer Perſon, die tieferen Einblick in den Zuſammenhang der Dinge beſitzt, und die vorläufig ihr Urteil noch mit guter Abſicht zurückhält.

Die Hoppebäuerin, rief ſchließlich mit der Miene der moraliſch Entrüſteten: „Die is duch, wie a Heidenmenſch geſturben, was de Kuhbchen war. Daß die

ſalig wirde, wie der Pfarr vorden meente, das kannch in Labn ne gleben — ſu a meſchantes Weibsbild, wie das war."

Hier wurde ſie von ihrer Begleiterin unterbrochen: „Sagt das nicht, beſte Frau Hoppe! das können wir armen blöden Menſchenkinder niemals wiſſen, in unſerer Blindheit, hienieden. — Die Verewigte hat auch ihre guten Seiten gehabt. Der liebe Herrgott, der die Herzen kündigt, wird das zu Tage bringen."

„Ihren Mann hat ſe unger de Arde geargert — und gepriegelt hat ſe'n och! Lehmekarle, was der Nubber is, hats gehiert, wie der ſelge Kuhbich nächtens gebrillt hat und gegurgelt, ſo hat ſe'n verdruſchen. — Su en kranken Mann, das is duch ne racht! — Ne, ne, die is ne ſalch geſturben; das wir duch keene Gerachtigkeet ne!"

„Mit nichten, Frau Hoppe! — Erneſtine Kuhbich iſt in Frieden dahingeſchieden, verſöhnt und im Glauben an ihren Heiland, und auf dem Totenbette iſt auch noch eine ſchöne Handlung der Barmherzigkeit von ihr ausgegangen, für die ihr im Jenſeits reichlicher Lohn ausgezahlt werden wird."

„Die hätte was gutts geſtiftet — de Kuhbchen! — Nu, das wern Se mer duch ne vorraden, Julchen!"

„Da muß man eben höhere Einſichten zu Hilfe nehmen, Frau Hoppe! ‚Unſer Wiſſen und Verſtand iſt mit Finſternis umhüllet' .... Aber — wie geſagt — das iſt nicht jedermann gegeben ...."

Die Bauersfrau ſah ihre Begleiterin mit offenem Munde an, ob dieſer Rede. Betjulchen wußte ſich öfters,

ſolch ein geheimnisvolles Weſen zu geben, das ſeine Wirkung auf die einfältigen Dorfleute ſelten verfehlte.

„Es iſt dies wiedermal eine jener höheren Schickungen," fuhr Julchen fort, „welche uns belehrt, daß wir über keinen unſerer Mitmenſchen vor ſeinem Ende den Stab brechen ſollen."

Sie machte eine Pauſe, ſeufzte und fuhr dann im Predigertone fort: „Ja, ich darf wohl ſagen, ich habe an dieſem Sterbelager wiedereinmal einen tiefen Einblick in die Rätſel der menſchlichen Seele gethan, und geſehen."

„Und was han Se denne geſehen?" fragte die Hoppebäuerin, die neugierig geworden war.

„Sie wiſſen doch wahrſcheinlich, Frau Hoppe," begann Julchen, „daß es mit dem Leſen und Schreiben der verewigten Frau Erneſtine Kuhbich nicht weit her war; ja, man darf wohl ſagen — ohne der Verſtorbenen damit Unrecht zu thun — ſie verſtand davon ſo gut wie gar nichts."

„Nu ſe war ja och nur ſu ne halbe Grußemagd gewaſen, eh' der Kuhbichbauer ſe nahm."

„Ich wurde deshalb öfter von ihr herbeigezogen, um ihr bei Erledigung ihrer intimeren Familienangelegenheiten behilflich zu ſein. Die Verewigte bewies immer ein beſonderes Zutrauen zu mir, und hat mir mancherlei anvertraut; ja ich darf wohl ſagen, ich war ihre einzige Freundin und Vertraute."

Die Sprecherin ließ hier eine bedeutungsvolle Pauſe eintreten. Die Hoppebäuerin war ganz Ohr. Sie kannte Betjulchen zur Genüge, um aus ihrer

ganzen Art und Weiſe mit Sicherheit zu ſchließen, daß ſie etwas Intereſſantes im Hinterhalt habe.

„Erneſtine Kuhbich fing in der letzten Zeit an recht ſchwach zu werden. Und wenn es ihr gar ſo bange wurde ums Herz, dann ſchickte ſie nach mir, damit ich ihr chriſtlichen Troſt ſpenden möchte. Ich habe oftmals mit ihr gebetet, und ſie ſagte immer, das thäte ihr ſo beſonders wohl.“

„Nu worim that denn die nich nach an Pfarrn ſchicken?“

„Oft genug habe ich ihr dazu geraten. ‚Liebe Frau Kuhbich,‘ ſagte ich, ‚laſſen Sie doch den Paſtor holen!‘ aber damit wollte ſie ſich nicht befreunden. ‚Dazu is ſpäter immer noch Zeit,‘ ſagte ſie. Sie war darin ſo ein eigentümlicher Charakter; ich vermute, ſie dachte, das könne wohl gar ihr Ende beſchleunigen, wenn ſie den Herrn Paſtor rufen ließ.“

„Und das wollt Ihr an ſalgen Tud nennen, Julchen, ohne an Herrn Paſter?“

„Hört mich nur aus, Frau Hoppe! .... Ich merk es ja den Menſchen immer gleich an, was ſie im Herzen haben. Die Verewigte pflegte oft ſo tief zu ſeufzen, als hätte ſie eine große Laſt auf dem Gewiſſen. Nun — vor mir bleibt ja ſowas nicht lange im Verborgenen. ‚Liebe Frau!‘ ſage ich, ‚Ihr habt etwas auf dem Herzen — ich weiß es — ſagt mir's nur! Erleichtert Euch! — Ich ſag es keiner Menſchenſeele weiter!‘ — Da erleichterte ſie denn ihre Bruſt und ſagte mir alles.“

„Wos — wos hat se der denne da derzahlt?“ fragte die Bäuerin, vor Ungeduld zitternd.

„Es war nichts außergewöhnliches, wenigstens für den nicht, der sich auf dergleichen versteht. Eigentlich war es mehr eine Art von Einbildung, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf.“

„'s biese Gewissen that se wuhl duch zwicken, uf de latzt — wegen an Kuhbichbauer — woas?“

„Nein, durchaus nicht! — Kennen Sie einen gewissen Kießlich, der mit Besen hausiert, Frau Hoppe?“

„Nu, ich wer duch an Besenlobel kennen. Aber zun Schwerenschock, was soll denne mit den sein, hier derbei?“

„Gedulden Sie sich nur, liebe Frau Hoppe! Sie werden gleich hören. Der Herr hat seine eigenen Wege und Umwege, die er uns Menschen führt.“ . . . . . Hier seufzte das Betjulchen, bedeutungsvoll mysteriös. „Also, selbiger Besenlobel war vor einigen Monaten bei der verstorbenen Frau Erneſtine Kuhbich gewesen — an einem Montage, um zu betteln.“

„Nu die gab doch in Leben nischt, was de Kuhbchen war“ — rief die Bäuerin. „Do sind zwee richtge anenander gekumma — denn dan Besenlobel sei Maulwerk muß doch och noch ämal abbarte tutgeschlogen wern — Besenlobeln seis. — Dan hat wuhl de Kuhbchen ne schlacht zum Hofe nausgepfeffert — woas?“

„Die verstorbene Frau Erneſtine Kuhbich erklärte, daß sie nichts gäbe. Und da wird doch der freche Mensch, zu ihr sagen: eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr, ehe daß ein Reicher ins Himmelreich käme. — Solche

blasphemiſche Redensarten führt der Menſch ja immer im Munde. Die Verſtorbene meinte darauf, der Teufel würde ihn ſchon noch holen kommen. Da lacht der Lobel und ſagt, da wär er ja in guter Geſellſchaft, denn ſie — nämlich die Frau Kuhbich — könnte ja auch nicht in den Himmel rein, denn ſie hätte in ihrem ganzen Leben kein „Bezahl's Gott!" geſagt gekriegt. — ‚Ich hätte kein Bezahl's Gott?' ruft da die Frau ‚Ich habe wohl eins; daß Ihrs nur wißt!' — ‚Eins is noch nicht genug!' ſagt da der Lobel, ‚Es müſſen ihrer drei ſein, ſonſt werdet Ihr nicht reingelaſſen.' Damit war er gegangen, der Lobel.—"

„Saht ämal an, Julchen!— Alſo, man käme ne rei in Himmel, wemmer nich" . . . . . Die Hoppebäuerin wurde ganz nachdenklich und ſchien auf einmal zu rechnen.

„Jawohl, Frau Hoppe! das iſt ſo eine Rede unter den Leuten. Ich habe neulich mit dem Herrn Pfarrer darüber Rückſprache genommen, der meinte, es läge manchmal ein gar tiefer Sinn in ſolchen alten ehrwürdigen Legenden."

„Alſo Sie meenen och, das wäre aſu, Julchen?"

„Nun — man kann jedenfalls das Gegenteil nicht beweiſen. — Wunderbar ſind des Herren Wege — — und ‚es werden nicht alle, die zu mir ſprechen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen!' Wir Menſchenkinder leben in großer Sicherheit dahin! Man kann nicht wiſſen!" —

Betjulchen machte ihr geheimnisvollſtes Geſicht. Die behäbige Bäuerin ſah ſie von der Seite an, dann

bat ſie, Julchen möge doch weiter erzählen, wie das mit der Kuhbichbäuerin noch geworden ſei.

„Die verſtorbene Frau Erneſtine Kuhbich geſtand mir, daß es ihr ſeit dieſem Erlebnis mit dem Betlobel ſchlecht gehe, es ſei ihr damals gleich in die Beine gefahren, ſo daß ſie ſich hätte ſetzen müſſen, ſowie der Menſch aus dem Hofe geweſen. Und von da an hätte ſies auf der Bruſt, und ſie könnte des Nachts nicht mehr ſchlafen, als ob ſie von dem Menſchen behext worden wäre. Der Beſenlobel hätte nämlich ſo fürchterlich dabei ausgeſehen, wie der Leibhaftige in eigner Perſon. Und in der Nacht wäre er ihr auch ſchon ein paar mal erſchienen, und hätte ihr immer ins Ohr geſchrieen, daß ſie ſich nur nicht einbilden ſollte, ſie käme in den Himmel, denn ſie hätte ja keine drei „Bezahl's Gott!" Und ſeitdem müßte ſie ſich ſo fürchten, und fände gar keine Ruhe mehr. — — Ich ſah natürlich ſofort, wie die Dinge lagen, und ſagte zu ihr: ‚Werte Frau Kuhbich, ſagen ſie mir doch, von wem haben ſie eigentlich das eine „Bezahl's Gott!" von dem ſie vorhin ſprachen?' — Da wurde ſie ganz weich und ſagte, das hätte ſie von ihrem ſeligen Manne bekommen. Auf dem Sterbebette nämlich hätte der geſprochen: Bezahl dir's Gott, liebe Frau, alles was du gutes an mir gethan haſt! Das ſind ſeine letzten Worte geweſen."

„Was? Kuhbichbauer ſull zu dar geſogt han: „Bezahl's Gott!" Kuhbichernſt, dan ſe ſu gepriegelt hoat bei Labzeiten. — „Hol dich dar Teifel!" wird dar iber ſe geſogt han; wenn ar ſichs ack getraut hätte."

„Liebe Frau Hoppe! Sagen wir das nicht. ‚Denn

wir fehlen alle mannigfaltiglich', wie geſchrieben ſtehet."

„Nu das wire duch! Ich meente ack"...

„Hören Sie nur an, wie wunderbar der Herr das hinausgeführt hat, wie er durch mich dieſes trotzige Herz hat rühren laſſen. — Alſo, nachdem ſie mir das erzählt hatte von ihrem Manne, ſage ich zu ihr: Ein Bezahl's Gott habt ihr nunmehr bereits, Frau Kuhbich, zum zweiten kann am Ende auch noch Rat werden. ‚Wie könnte das geſchehen?' ſagt ſie. Da ſtehe ich auf, reiche ihr die Hand und ſpreche: Liebe Frau, bezahl's Euch der liebe Gott, in jener Welt, was ihr hienieden gutes an mir gethan habt, Amen! ‚Wofür dankt ihr mir denn, Julchen?' fragt ſie da, und macht ein ganz verwundertes Geſicht. Es iſt freilich ſchon manch liebes Jahr her, liebe Frau, da habt ihr mir eine Wohlthat erwieſen, ſage ich. ‚Was wäre denn das geweſen, Julchen?' fragt ſie. Dazumal hatte ich eines Nachts ſo fürchterlichen Zahnſchmerz, daß ich nicht mehr wußte, wo ein und aus. Da lief ich zu Euch rüber, und der Herr rührte Euer Herz und Ihr gabt mir, um was ich bat, nämlich einen Tropfen Öls. Und von Stund an wurde es beſſer. — Dafür ſage ich Euch hiermit: „Bezahl's Gott!" — ‚Das wird doch auch Geltung haben da oben? Julchen!' fragt ſie darauf. Gewiß! erwiederte ich. Denkt doch an das Wort unſeres Heilands, liebe Frau: ‚Was ihr gethan habt einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan!'

Da wurde die Frau ganz nachdenklich, ergriff meine Hand und dankte mir."

„Nu und dernoa, 's dritte ‚Bezahl derſch Gott' hat ſe denn das och noch derwiſcht?" fragte die Hoppebäuerin mit geſpannter Miene.

„Gewiß! Noch ein halb Dutzend und mehr hat ſie bekommen vor ihrem Ende."

„Deixel och! Wie is denn das nu zugegangen?"

Betjulchen nahm eine jener ſchlau ſelbſtzufriedenen, gottergebenen Mienen an, wie ſie im ganzen Kirchſpiele nur allein ihr zu Gebote ſtanden. Dann ſprach ſie: „Es iſt nicht chriſtlich, viel Rühmens von dem zu machen, was man gutes geſtiftet hat, Frau Hoppe! Und ich will mir ja auch kein Verdienſt weiter daraus zurechnen. Aber ich darf wohl ſagen, daß ich ein Werkzeug geweſen bin in der Hand eines Höheren."

Betjulchen räuſperte ſich hier und führte ihr Taſchentuch für einen Augenblick an die Naſe. Nicht etwa, daß ſie ſich geſchnaubt hätte! Sie ſtärkte ſich nur an dem Wohlgeruch des Tuches, das bei Thymian und Lavendel gelegen und davon einen ſtarken Duft angezogen hatte.

„Wie Ihnen bekannt ſein wird, Frau Hoppe, lebte im Hauſe der Verewigten eine Magd, „Toni" mit Namen."

„Das gruße Madel. — Die heite ſu flennen that?"

„Die nämliche! Dieſes Mädchen alſo is ſchon ſeit drei Jahren bei der Verſtorbenen in Dienſten, und war verſprochen mit einem Kleber, Höhnekarln, der jetzt bei den Soldaten iſt. Die zweie gehen nämlich ſchon lange

miteinander, und er will die Toni auch heiraten. Die Toni hat ſich auch manchmal wegen Briefeſchreiben vertrauensvoll an mich gewandt; daher weiß ichs ganz genau. — Aber das nebenbei! — Ich ſpreche alſo zu der Verewigten: Liebe Frau Kuhbich, Sie haben da eine Magd im Hauſe, Toni mit Namen, ein braves Mädchen und arbeitſam“ ... ‚Nun ich bezahle ſie auch dafür!‘ ruft die Kranke gleich dazwiſchen. „Ein tüchtiger und getreuer Dienſtbote iſt in unſeren Tagen eine ſeltene Gabe Gottes, liebe Frau! ſage ich dagegen. Wollen Sie dem braven Mädchen denn nicht etwas zuwenden? Sie hat ſichs um Sie verdient.“ — Da meinte ſie: ums an die Dienſtboten wegzuwerfen, hätte ſies nicht. „Liebe Frau!“ ſage ich, ‚ſchnell tritt der Tod den Menſchen an!‘ — Bedenken Sie doch nur, daß die Friſt vielleicht eine gar kurze iſt, wo ſie noch Gelegenheit haben, gutes zu thun, auf dieſer Welt. Wenn es dann im Jenſeits heißen wird: ‚Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſet, ich bin durſtig geweſen und ihr habt mich getränket.‘ ꝛc. Wird dann der Herr auch zu Euch ſagen: ‚Ich bin ein Gaſt geweſen und ihr habt mich nicht beherberget, ich bin nackend geweſen und ihr habt mich nicht bekleidet‘ ꝛc. Und wie es weiter heißt im Evangelium: ‚Und ſie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben.‘ — Da wurde die Verewigte ganz ängſtlich und fragte: ‚Meinen Sie wirklich, Julchen, das danach gefragt werden wird da oben?‘ — So ſtehts in der Bibel, ſage ich, im Matthäusevangelium, und was in der Bibel ſteht, iſt wahr!

Das machte doch Eindruck auf ihren verſtockten Sinn. Freilich ihre Seele hing noch immer an der irdiſchen Habe, und es bedurfte viel Gebets und frommer Worte, um ſie auf den Heilsweg zu führen. Ich ſtellte ihr auch vor, daß es doch viel beſſer ſei, wenn ſie das arme Mädchen, das in ihrem Dienſte ſtand, glücklich mache, als daß die Verwandten nach ihrem Tode alles erbten. Und ſehen Sie, Frau Hoppe, das leuchtete ihr ein. Wenn ſie die Erben ärgern könne, indem ſie der Magd was vermachte, da wollte ſies thun, meinte ſie, und ich mußte gleich Papier nehmen und ſchreiben. Zweihundertundfünfzig Thaler vermachte ſie der Toni, damit ſie heiraten könne, und die Erben ſollten dem Mädchen das auszahlen. —"

„Zweihundertfunfzig Thaler!" Die dicke Hoppebäuerin mußte halt machen, ſo gewaltig imponierte ihr die Summe. „Zweihundertundfunfzig Thaler!"

„Ja, ihr Teſtament hatte ſie ſchon früher gemacht; aber wenn man ſo etwas nachträglich ſchreibt, das gilt auch. — Ehe ich nun fortging, rief ich mir die Toni ran; die war gerade beim Träbern im Stalle. — Toni! ſag ich, die Bäuerin hat dir was vermacht. ‚Was?' ruft die, und wills nicht glauben. ‚Meine Frau — mir was vermacht!' — Ja ja! ſag ich, damit du heuern kannſt. Zweihundertundfünfzig Thaler! — Das wollte dem Mädel natürlich nicht gleich in Kopf. Da ſage ich: Höremal, Toni, der liebe Gott hat das Herz deiner Herrin gerührt, und du nimm es mit dankbarem Gemüte an, was dir wird, und forſche nicht danach, woher es kommt; aber

eins vergiß nicht, wenn die Bäuerin dir's ſagen wird, was ſie gutes mit dir vorhat, dann ſprichſt du zu ihr: „Bezahl's Gott!“ verſtehſt du, vergiß mirs nicht: „Bezahl's Gott!“ — Aber ſags nicht, daß ich es geweſen bin, die dich das geheißen.“ —

„Aſu!“ rief hier die Hoppebäuerin. „Aſu! — Nu merkch was. So rim! — Ihr ſeid aber ene ausgefeimte, Julchen!“

Betjulchen ging auf dieſe Bemerkung nicht ein, ſondern fuhr in milden Predigttone, alſo fort:

„Am nächſten Tage ging ich bei Zeiten wieder zu der Kranken. Ich fand ſie gänzlich verändert, man könnte ſagen, ſanfte Verklärung lag über ihrem ganzen Weſen. ‚Nun kann ich in Frieden ſterben!‘ ſagte ſie. So! ſage ich, und ſtelle mich, als wüßte ich von nichts. Da erzählte ſie mir denn, daß ſie mit der Toni geſprochen und wie das Mädel gerufen hätte, als ſie ihr das von den Zweihundertfunfzig Thalern geſagt: „Bezahl's Gott!“ — Das iſt brav von dem Mädchen, ſage ich, und ein Zeichen frommer Geſinnung; und ich dächte, liebe Frau, zur Belohnung dafür könntet ihr der Toni noch etwas darauf geben. — ‚Das habe ich auch ſchon gedacht, Julchen!‘ ſagt ſie da, ‚und ich habe dem Mädel geſagt, ſie ſoll auch noch ein vollſtändiges Bett, und einen Kleiderſchrank und eine Kommode dazu bekommen, obendrein. Eh daß ichs den Erben gönne, da ſolls doch lieber noch die Toni haben, die dankt mirs doch wenigſtens. Und denken Se nur, Julchen, als ich das mit dem Bette und dem Kleiderſchranke und der Kommode raus hatte,

da wird doch das Mädel, die Toni, von neuem über mich ſprechen: „Bezahl's Gott, Bäuerin — bezahl's Gott!“ ..... und ſo in einem fort. „Bezahl's Gott!“ Als ob ſe überhaupt nichts anderes mehr wüßte. Nanu hab ich er wohl ein ganzes Dutzend zuſammen. Das muß doch nun langen? —‘

„Ne wirklich! 's is de Meglichkeet!“ rief die Hoppebäuerin, und es war ſchwer aus ihrem Mienenſpiel zu leſen, ob ſie ſich über das Gehörte freue, oder ob es ſie nicht im Grunde wurme, daß die Verſtorbene ſo billig zur Seligkeit gelangt ſei.

„Ja“, ſagte das Betjulchen „und ein paar Tage darauf iſt dann Frau Erneſtine Kuhbich ſelig entſchlafen — im freudigen Vertrauen auf die Gnade des Erlöſers.“

Die beiden Frauen gingen eine Weile ſchweigend nebeneinander her. Die Hoppebäuerin ſann offenbar dem Ebengehörten nach. Eine Lücke ſchien ihr der Vorgang doch noch zu haben. Das breite Geſicht der Bauersfrau nahm einen dummdreiſt verſchmitzten Ausdruck an, als ſie fragte:

„Und woas hat Ihr denne dervon gehoat, Julchen? Imſonſt hat Ihr der Kuhbichen de ewge Seligkeet doch och nich verſchafft? — he!“ —

Da verfärbte ſich Betjulchens Geſicht. Ärgerlich meinte ſie, das ginge niemanden nichts an.

An Ernst Freiherrn von Wolzogen.

Eine Partie Skat.

Vor dem Gasthof zum Erbgericht hielt ein Einspänner. Zwei Herren entstiegen ihm: der Forstassessor Bachholz und der Forstassistent Willich. Sie waren mit Lohngeschirr von der nächsten Eisenbahnstation gekommen, die immerhin ihre guten drei Stunden von dem weltabgeschiedenen Erzgebirgsdorfe entfernt lag.

Der Wirt stand vor der Thür, die beiden Herren erwartend. Sie hatten schon im voraus Quartier bestellt. Nicht zu seinem Vergnügen war der elegante Forstassessor in diesen von aller Kultur abgeschnittenen Waldwinkel gereist. Die Königliche Forsteinrichtungsanstalt hatte ihn entsandt, die Waldungen eines dortigen Rittergutes, auf Ersuchen des Besitzers, zu vermessen, einzuteilen, und den forstgerechten Betrieb, wie in den Staatswaldungen, einzurichten.

Der Assessor prüfte das Erbgericht mit kritischen Blicken. Besonders komfortabel sah es nicht aus.

Bachholz war verwöhnt. Während der letzten zwei Jahre hatte er in Dresden auf dem Bureau gearbeitet, und ſich mit dem Gedanken befreundet, von der Regierung nicht wieder „auf die Dörfer" geſchickt zu werden. Ihm paßte die Verbannung gar nicht. Mindeſtens zwei Monate würde es dauern. Und er, der ſich eben verlobt hatte .... Es war dem jungen Manne nicht zu verdenken, daß er ſein neues Heim mit keineswegs wohlwollenden Blicken muſterte. Er bemerkte ſofort, daß das zweite Stockwerk nicht einmal maſſiv war, ſondern nur aus Fachwerk beſtand. — Lärm würde es auch geben; eine Kegelbahn lief im Garten hin. Aus einer offenſtehenden Thür drang der weichliche Geruch von geſchlachtetem Schwein. — Alſo Fleiſcherei auch noch! Die verſteckten Reize des dicht am hohen Fichtenwalde gelegenen Häuschens, mit ſeinen Lindenbäumen und der Jelängerjelieberlaube im Gärtchen, überſah Bachholz in ſeiner ſchlechten Laune vollſtändig.

Jeder der Herren habe ſein beſonderes Zimmer, erklärte der Wirt und ging daran, das Gepäck ins Haus zu ſchaffen, mit Hülfe einer Magd, die gleichzeitig die Kühe zu melken, die Schweine zu füttern, und die Zimmergäſte zu bedienen hatte. Der Aſſeſſor führte mehrere feinausſehende Lederkoffer mit ſich, wie der Wirt feſtſtellte; überhaupt ſchien er ein „nobler Herr" zu ſein. Sein ganzes Auftreten, ſeine deutlich zur Schau getragene Unzufriedenheit mit allem im Hauſe, mit der ausgetretenen Holztreppe, der niedrigen ſchlechtgelüfteten Stube, dem kurzen Bett, der durchgelegenen Matratze,

dem wackeligen Waschtisch — die Unzufriedenheit mit all' diesem, bestätigte dem erfahrenen Wirte, daß er hier einen Gast bekommen habe, der ihm Geld einbringen würde. — Er konnte sich das Mäkeln des Assessors in Seelenruhe mit anhören. Der mußte seine acht Wochen doch im Erbgericht aushalten; es gab ja auf Meilen im Umkreise keine weitere Unterkunft.

Allerhand Gegenstände entwickelten sich aus dem Koffer des Assessors, wie sie die einsame Waldschenke, seit ihrem mehr als hundertjährigen Bestehen, schwerlich gesehen hatte. — Da kam eine Badewanne aus Guttapercha zum Vorschein, ein amerikanischer Rasierhobel, Bartbinde, Etuis mit Scheren, Bürsten, Feilen, Flakons, Büchsen, Fläschchen und viele andere Werkzeuge, die der Wirt anstarrte, als seien es Raritäten aus einem anatomischen Museum. Später abends betrachteten die Mägde die Schönheitsrüstkammer des neuen Gastes mit frommen Erschauern. Wenn man aber auch ein so auserlesen schmucker Mann war, wie der Herr Forstassessor, mit steifausgezogenem Schnurbart, mit langen rosa Fingernägeln und einem Scheitel, der pomadisiert bis hinab ins Genick führte! ....

Sein Begleiter, der Forstassistent stach gegen solche Feinheit allerdings bedeutend ab. Er hatte ein einziges Köfferchen mitgebracht, das zum Teil gefüllt war mit Vermessungsinstrumenten und kartographischem Material. Er trug Lodenkleidung und derbe Wasserstiefeln, wie man sie im Forste brauchen kann. Der Assistent war zufrieden mit Zimmer und Bett, und wurde vom Wirt

deshalb mit gebührender Verachtung gestraft; der würde sicherlich keine Extraausgaben machen! —

Nach einiger Zeit erschienen die Herren im Gastzimmer. Es war Dämmerstunde, und man bestellte das Abendessen. Der Assessor war, wie der Wirt vorausgesehen hatte, mit keinem Vorschlage zufrieden, verlangte Leckerbissen, die in diesem Gebirgswinkel nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Schließlich mußte er sich doch mit dem begnügen, was im Hause war.

Die Vorbereitungen zum Abendessen ließen den beiden Fremden vollauf Zeit, sich im Zimmer umzusehen. Da prangten allerhand Kuriositäten, die einem sinnigen Gemüte Stoff zum Denken geben konnten. Vor allem durch reichen Bilderschmuck zeichnete sich die geräumige Gaststube aus. Ein früherer Wirt des Erbgerichts mochte Verehrer des ersten Napoleon gewesen sein; mannigfache Ereignisse aus dem Leben des Korsen waren da in schreiender Farbenpracht dargestellt, mit jenem trivialen Naturalismus, der dem kleinen Manne die Haut mit einer angenehmen Gänsehaut überzieht. — Der ‚Brand Moskaus' war ein Prachtstück. Wie eine Strohfeime, lichterloh, brannte der Kreml, die langen gelb und rot gemischten Feuergarben züngelten nach dem Kaiser hinüber, der mit düsterem Gesichte in echter Napoleonsattitüde, die Arme über der Brust verschränkt, in den Höllenpfuhl hineinstarrte. — Noch eine andere Spezialität wies die Bildersammlung des Erbgerichts auf: Jagdstücke. Wohl den Jägern und Forstleuten zu Ehren, die in dieser

waldreichen Gegend zahlreich ſind. Da hing ein äußerſt groteskes Bild: des Jägers Traum. Die Tiere des Waldes bewaffnet, wie ſie Jagd machen auf den Jägersmann. Der Haſe mit dem Doppelzeuge, der Fuchs mit der Büchſe, der Rehbock mit dem Waidmeſſer, und vor ihnen, flüchtig, Jäger und Meute. — Da war auch das Bild eines verſtorbenen Landesherrn, als Nimrod. Der König in Jagdrock und Mütze, der Oberforſtmeiſter vor ihm, Kopfbedeckung in der Hand, den Streckenrapport gebend, hinter dem gemütlich lächelnden Fürſten das Gefolge und die Jägerei.

Aſſeſſor Bachholz gähnte, nachdem er dieſe Sehenswürdigkeiten zur Genüge betrachtet hatte, und erkundigte ſich nach den Gäſten, die hier allabendlich verkehrten. Der Wirt zählte die Honoratioren der Umgegend auf. „Giebts denn wenigſtens eine Partie Skat hier?“ fragte Bachholz. Der Wirt beeilte ſich zu verſichern, da könne Rat werden, denn ſowohl der Herr Schulmeiſter, wie der Herr Förſter, ſeien leidenſchaftliche Skatſpieler. „Apropos, Sie ſpielen doch Skat?“ fragte der Aſſeſſor den Aſſiſtenten. „Ziemlich ſchlecht!“ meinte der. „Mit was ſoll man denn ſonſt ſeine Abende in dieſem traurigen Lokale zubringen!“ rief Bachholz, und verſank in eingehende Betrachtung des roſigen Nagels an ſeinem abgeſperrten kleinen Finger.

Der Aſſeſſor trug dem Aſſiſtenten gegenüber eine gewiſſe patroniſierende Überlegenheit zur Schau, wie es ſeiner höheren ſocialen Stellung — er war Reſerveoffizier, der andere beim Unteroffizier ſtecken geblieben — und ſeiner größeren Feinheit zukam. Der Aſſiſtent nahm

das in Ruhe hin, ohne ſich gedrückt zu fühlen. Er war eine von den ſeltenen Naturen, die ſich an ihrem natürlichen Weſen genügen laſſen, und gar nicht den Wunſch hegen, etwas anderes darzuſtellen, als was ſie ſind.

Das Abendeſſen kam. Kartoffeln in der Schale, marinierter Hering, ſaure Gurke, aufgeſchnittene Blutwurſt, Kümmelkäſe und Butterbrot. Dazu Böhmiſch Bier.

„Stahl!“ rief der Aſſeſſor, und betrachtete Meſſer und Gabel mit entſetzter Miene. „Ekelhaft! — Werde das meiner Braut ſchreiben.“ — Der Aſſiſtent gab ſich mit dergleichen Betrachtungen nicht ab, er ſchlug eine tüchtige Klinge, und der Aſſeſſor, der einſehen mochte, daß noch ſo vieles Seufzen hier nichts ändern könne, machte es ſeinem Kollegen ſchließlich nach, und hieb ein.

„Da kommt auch ſchon der Herr Förſter“ ſagte der Wirt vom Fenſter aus.

„Welcher Förſter?“ fragte der Aſſeſſor, kauend.

„Nu, Förſter Ruhland, vom Stadtforſt.“

„Ruhland!“ wiederholte der Aſſeſſor, und legte Meſſer und Gabel weg.

„Nu ja doch! der alte Ruhland!“

Der Aſſeſſor fragte mit einer gewiſſen Haſt, wie lange Förſter Ruhland in der Gegend ſei. Der Wirt rechnete nach. „Jahre acht, neun, könnens ſein. Er kam damals aus dem ...ſchen.“ — Er nannte einen entfernten Landesteil.

Der Aſſiſtent wunderte ſich über das eigentümliche

Benehmen ſeines Kollegen, der unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her rückte. — „Herr Förſter Ruhland kommt jeden Abend hierher," meinte der Wirt.

Aſſeſſor Bachholz war aufgeſtanden. Er erklärte, daß er oben etwas vergeſſen habe; wandte ſich und eilte zum Ausgange. Aber grade, als er die Thür erreicht hatte, wurde ſie von außen geöffnet; ein langer, graubärtiger Forſtmann erſchien auf der Schwelle. Die beiden Männer rannten faſt gegen einander.

„Pardon!" ſagte der Aſſeſſor. Der Alte blickte fürs erſte mit gleichgültigen Augen auf den Aſſeſſor, der wie erſtarrt, auf den Fleck gebannt, vor ihm ſtand. Dann plötzlich kam Leben in das gefurchte Angeſicht. Ein unbeſchreiblicher Zug wetterte um die Naſenwinkel des Alten. Seine Augen, tief im Kopfe gelagert, unter grauen, buſchigen Brauen, ſchienen zufaſſen zu wollen, wie zwei Braken. Der Mund, faſt ganz im grauen Bart verborgen, arbeitete.

Der Aſſeſſor ſtand mit dem Rücken ins Zimmer. Er mußte die Faſſung völlig verloren haben; er machte ſchnell hintereinander vor dem Alten einige ſehr wenig angebrachte Verbeugungen. „Pardon, ich — ich wußte gar nicht! . . . . . Herr Ruhland — das iſt wirklich ein ganz eigenartiges Zuſammentreffen! —"

Der Alte holte ein paarmal tief Atem, wobei er den Blick nicht von dem anderen ließ.

Der Aſſeſſor, der ſcheinbar nach einem Geſprächsthema haſchte, das ihm über ſeine Befangenheit weghelfen ſolle, erklärte wortreich und ſich häufig verſprechend, welcher Auftrag ihn in dieſe Gegend führe.

„Wirklich merkwürdig!“ rief er ſchließlich, „höchſt merkwürdig! daß wir uns hier wieder treffen, Herr Ruhland. — Nach ſo vielen Jahren. — Wie lange iſt es doch gleich her, daß ich in Baſtelwitz war, als Kandidat? Neun Jahre — nicht wahr? — Wie doch die Zeit vergeht! — Aber Sie haben ſich prächtig gehalten; noch ganz der Alte! Als obs geſtern geweſen wäre, wirklich! Freut mich ungemein! — Wirklich, freut mich ungeheuer! —“

Der Alte ſagte nicht viel; kaum daß er auf die Reden des jungen Mannes zu hören ſchien. Er machte ſich mit ſeiner Büchſe zu ſchaffen, die er von der Feuchtigkeit, mit der ſie an dem regneriſchen Aprilabende beſchlagen war, reinigte, um ſie dann ſorgſam an einen ausgekrümmten Rehtritten hergeſtellten Aufhänger vermittelſt des grünen Tragbandes anzuhenken. Dann beſorgte er ſeinen Hund, einen braunen Teckel mit grauer Dachskrauſe, und begab ſich zum Wirt an den Schenktiſch, um ſeine Beſtellung zu machen.

„Eigenartiges Zuſammentreffen!“ ſagte Aſſeſſor Bachholz derweilen zu ſeinem Kollegen, dem Aſſiſtenten. „Denken Sie, ich war vor Jahren als ganz junger Forſtkandidat in Baſtelwitz, auf einer Königlichen Oberförſterei. Auf dem Nachbarrevier war Herr Ruhland Förſter. Ich ging oft bei ihm auf den Rehbock. Ich kann ſagen, während des halben Jahres, wo ich in Baſtelwitz war, habe ich mit dem Alten da beinahe täglich verkehrt. Und nun treffen wir uns hier wieder. Die Welt iſt doch wirklich ſehr rund!“ —

„Und haben Sie sich denn seitdem nie wieder gesehen?“ fragte der Assistent.

„Nie wieder! Das ist ja eben das merkwürdige! Nicht einmal etwas gehört habe ich von dem alten Ruhland — wie das eben so geht in der Welt.“

„Nun da können Sie ja hier die Bekanntschaft erneuern.“

„Ja, das will ich auch — das will ich auch!“

Förster Ruhland hatte sich in einer fernen Ecke niedergelassen. Scheinbar ganz mit seinem Hunde beschäftigt, der aus einem irdenen Schüsselchen suppte. Er war ein knorriger alter Mann. Einem flechtenbehangenen Lärchenstamme glich er, mit dem Gelbgrau seines Haupt- und Barthaares, das von dem verwitterten Gesichte nicht allzuviel unverdeckt ließ.

Der Wirt kam zu den beiden Fremden an den Tisch, mit dem Daumen über die Schulter weisend, sagte er halblaut: „Das is nämlich der Herr, von dem ich vorhin sagte, daß er auch Skat spielen thut.“ —

„Brauchen Sie mir nicht zu erzählen!“ rief der Assessor, „mit dem Alten habe ich schon manches Spielchen gemacht.“ — „Nu, da wissens der Herr Forstassessor am Ende auch, daß Herr Ruhland ä bischen grob is — manchmal.“ — „Kenne ihn, kenne den alten Isegrimm. Besinne mich noch ganz gut auf alle seine Redensarten und Skatflüche. Gott die Zeiten, die Zeiten!.... Wenn ich denke damals die Abende mit Ruhland und dem Oberförster. Ich als ganz junges Kerlchen dazwischen, und die beiden alten Kerle, einer immer gröber als der andere ....

Was man nicht alles schon durchgemacht hat!" — Wenn der Assessor vorher eine unverkennbare Befangenheit an den Tag gelegt hatte, so schien er inzwischen seine Fassung wiedergefunden zu haben. Er war wieder ganz der Alte: selbstbewußt, überlegen, ein wenig übermütig sogar.

„Bester Herr Ruhland!" rief er dem alten Manne zu. „Wollen Sie denn nicht aus Ihrer Ecke vorkommen, und sich zu uns hierher setzen?"

„Ich sitze hier gut!" meinte der Förster, kurzangebunden, mit einer Stimme, die tief und voll, wie eine Baßtrompete klang.

„Immer noch der Alte!" flüsterte Bachholz dem Assistenten zu. „Grob wie Bohnenstroh!"

In diesem Augenblicke trat ein neuer Gast ins Zimmer. Ein kleines Männchen, im schwarzen Rock mit grauer Schirmmütze, glattrasiertem spitzen Gesicht, klugen funkelnden Äuglein, in seinen Bewegungen flink wie eine Maus. „Guten Abend, die Herren!" Mit schnellem Blick überflog er die beiden Fremden, ging zum Förster, der seinen Gruß mit mürrischem Brummen beantwortete, und verhandelte dann mit der Wirtin hinter dem Schenktisch; offenbar ließ er sich über die Personalien der beiden Neuangekommenen unterrichten.

„Das war der Herr Kantor," erklärte der Wirt. „Der is auch kee Feind von ener Partie Skat."

„Da wären wir ja zu vieren," meinte der Assessor, „wenn sich Herr Ruhland bewegen läßt."

„Das wer ich besorgen!" erklärte der Wirt. Er wußte es zu schätzen, wenn sich ein Spielchen zusammen-

fand; denn er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Gäste dann lange beisammenblieben und reichlich tranken.

Der Förster wollte nicht — wie man aus den ärgerlichen Tönen schließen konnte, die aus der Ecke herüberklangen. Der zähe Wirt ließ jedoch nicht locker. Schließlich wurde auch noch der Kantor zu Hilfe gerufen, dessen zirpendes Stimmchen sich in die tiefen Baßtöne des Forstmannes mischten.

Der Assessor horchte scharf hinüber auf das, was da verhandelt wurde. Plötzlich stand er auf und blieb mit einer Verbeugung vor der Gruppe stehen. „Bester Herr Ruhland, wollen Sie uns nicht das Vergnügen machen! Mein Kollege würde sich auch sehr freuen, Sie kennen zu lernen. — Ich dächte, die grüne Farbe sollte überall zusammenhalten. Thuen Sie mir's doch zu Gefallen aus alter Freundschaft! Wir frischen die alten Erinnerungen dabei auf, Herr Ruhland!"

Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Graukopf den jungen Mann aus dunklen Augenhöhlen heraus anblitzte — prüfend, verachtend! — Er runzelte die Stirn, nahm hastig ein paar Züge aus der Pfeife; dann plötzlich veränderte sich sein Mienenspiel. Als hätte er sich eines Besseren besonnen, nickte er mit dem Kopfe und erklärte sich bereit, an der Partie teilzunehmen.

Der Förster erhob sich in seiner ganzen hageren Länge, und rief nach der Magd. „Die Anna soll 'mal gleich aufs Forsthaus laufen. Heute Abend will ich die Laterne haben für den Nachhauseweg. Gustav soll

kommen — verſtehn Se! Guſtav ſoll mich mit der Laterne hier abholen, um zehne."

Der Kantor kicherte. Er raunte den Herrn etwas ſpöttiſches zu — daß der Herr Förſter ſich nicht getraue, den Weg vom Erbgericht zum Forſthaus allein zurückzulegen! — Sie hatten immer ihre Häkeleien miteinander, der kleine Schulmeiſter und der lange Forſtmann; der eine machte in Bosheit, der andere in Grobheit.

Der Wirt hatte inzwiſchen ſchon den Tiſch zurecht gemacht, und die Karten herbeigeſchafft. Man nahm Platz. Die Ziehung entſchied, daß der Schulmeiſter zu geben habe. Das putzige Männchen entledigte ſich ſeiner Aufgabe mit viel Würde.

„Um was wird eigentlich geſpielt?" fragte der Aſſiſtent. „Ich füge mich ganz der Ortsſitte!" erklärte der Aſſeſſor. „Wie ſind's die Herren hier gewohnt?" „Wir ſpielen manchmal um die Halben," meinte der Kantor und blickte die beiden Fremden fragend an, überzeugt, daß Ihnen der Satz imponieren müſſe. „Groſchen oder Pfennige?" fragte der Aſſeſſor kühl. „Pfennige, natürlich!" rief der Kantor und riß erſtaunte Augen auf. Ein Lächeln glitt über die Züge des Aſſeſſors. „Um die halben Pfennige! — Nun alſo, auf eine Kanne Blut, meine Herren!" Förſter Ruhland ſaß vorn. „Schellen ſticht!" Niemand ging darüber. Der Aſſeſſor war am Ausſpielen.

Inzwiſchen waren noch einige andere Gäſte ins Zimmer getreten: Dorfleute, ein Waldläufer. Reſpektvoll ließen ſie ſich auf der Holzbank an der Wand

nieder, und beobachteten flüsternd das Spiel der „Großen" am Mitteltisch.

Der alte Ruhland hatte sein Solo gewonnen. Man legte an. „Sie geben, Herr Assessor!" — Der Verlobungsring blitzte am Goldfinger des Forstassessors, während er elegant die Karten mischte. „Haben Sie nicht vielleicht eine Karte, die etwas weniger klebt?" fragte er den Wirt. Der verneinte, die Karte sei erst ein Vierteljahr im Gebrauch. Der Assessor machte dem Assistenten ein Zeichen mit den Augen. — „Schellen, Rot, Grün, Eichel! Wollen wir uns denn wirklich mit den einfachen Farben langweilen, meine Herrn? Da kommen ja gar keine Spiele heraus. Aber wie die Herrn befehlen! Wie gesagt, ich füge mich in alles."— rief der Assessor. „Tourné!" sagte der Assistent und behielt es. Er hob Eicheln, und verlor sein Spiel glänzend. Es stellte sich bald heraus, daß der Förster und der Schulmeister alte geriebene Skatspieler seien, den beiden jungen Leuten um ein bedeutendes überlegen. Der Kantor schmunzelte. Hier war ein Geschäftchen zu machen. Die Herren blieben ein paar Monate im Orte, wie er von der Wirtin vorhin in Erfahrung gebracht hatte; das mußte ausgenutzt werden! Der Assessor war stark im Verlieren. Er spielte wagehalsig, schien zerstreut, und zählte offenbar nicht, weder die eigenen Stiche noch die des Gegners.

Es ging merkwürdig still her, in Anbetracht dessen daß es eine Skatpartie war. Der Wirt, wie die Dorfleute, konnten sich nicht genug wundern. Sonst, wenn der Herr Förster Ruhland Skat klopfte, war ein Lärmen

und Wettern daß man es bis auf die Straße hörte. Er hatte bei jeder Karte ſeine beſtimmte Redensart, die jedermann kannte. Heut Abend hörte man nichts davon. Wenn er im Verlieren war, pflegte der alte Iſegrimm gottsjämmerlich zu fluchen; wenn er gewann, pflegte er nicht minder laut zu ſein, mit Verhöhnen des Gegners. Heute war der Mann wie auf den Mund geſchlagen. Es mußte doch wohl der Reſpekt ſein vor den fremden Herrn, der ihn im Zaume hielt; ſo reimten ſich's die Zuſchauer zuſammen.—

Der alte Ruhland war eine berüchtigte und bei Manchen ſogar gefürchtete Perſönlichkeit. Acht Jahre etwa mochte es her ſein, daß er in die Gegend gekommen war. Seinen früheren Poſten hatte er aufgeben müſſen, weil er einen Wilddieb über den Haufen geſchoſſen hatte. Seitdem war ihm die ganze Zunft der Wilderer und Holzdiebe auf den Verſen geweſen. Eines Abends, als er mit ſeiner Tochter beim Lampenlicht in der Wohnſtube geſeſſen, war eine Kugel durchs Fenſter geſauſt. Er ſelbſt hatte zwar nicht auf Verſetzung angetragen — denn in der Bruſt dieſes Mannes hatte die Furcht kein Quartier — aber ſein Dienſtherr ſelbſt hatte es für ratſam gefunden, ihn von einem Boden zu entfernen, der ihm allzu heiß unter den Füßen brannte. — Auch in ſeiner neuen Stellung hatte er ſich bald den glühenden Haß alles lichtſcheuen Geſindels und vor allem der Grenzpaſcher zugezogen. Gut für den Alten, daß mit dieſem Haſſe die Furcht vor ſeinem berüchtigten Doppelzeuge Hand in Hand ging. — Die Förſterei lag tief im Walde verſteckt, ab-

geschnitten von allem Verkehr; dort hauste er, wie ein Dachs, scheu und menschenfeindlich. Nur Abends kroch er aus seinem Bau, und ging ins Erbgericht hinüber zu Bier und Skat. Die Wirtschaft führte ihm seine einzige unverheiratete Tochter. Von diesem Mädchen sah man noch weniger, als vom Vater in der Öffentlichkeit. Außerdem war noch ein Junge da von neun Jahren, ein Kind eben jenes Mädchens. Der Kantor, dessen Schule der Kleine besuchte, hatte schon oftmals seiner Verwunderung Ausdruck gegeben darüber, daß der alte Grobian von Förster einen so verständigen, willigen und wohlerzogenen Knaben zum Enkel habe, wie der Kleine Gustav Ruhland war. —

„Im letzten Zippel fängt mer de Fische!" rief der Förster und stach mit dem Alten ab, dessen Existenz der Assessor gänzlich vergessen haben mußte. „Schneider!"

„Das Skatspielen können Sie immer noch, Herr Ruhland!" sagte der Assessor.

„Und Sie, noch eben so schlecht, wie dazumal!" erwiderte der Alte trocken.

Assessor Bachholz lachte ein wenig gezwungen. „Was habe ich Ihnen gesagt!" Er winkte dem Assistenten zu. „Eine herzerquickende Grobheit — was?" Dann, während des Kartenmischens fragte er: „Wie gehts denn so im allgemeinen, Herr Ruhland? — Sind die Augen noch gut? — Ich sehe Sie tragen keine Brille. Und Ihr altes Doppelzeug führen Sie auch noch. Ich erkannte es gleich wieder. Apropos, sagen Sie mir, warum schleppen Sie sich mit der Büchse,

jetzt wo es nichts zu ſchießen gibt, noch dazu Abends? Da wäre doch ein Stock beſſer am Platze.

„Raubzeug giebts immer und aller Orten!“ meinte der Alte.

„Und was iſt denn aus Männe geworden, Ihrem braunen Dachshund, Herr Ruhland?“

„Längſt verendet! Das iſt der Enkel.“ Er wies auf den braunen Dachs, der zwiſchen ſeinen Füßen lag.

„Der Enkel von Männe? — Wie die Zeit vergeht! — Der Enkel von Männe! — — Apropos, ich habe mich noch garnicht nach Ihrem Fräulein Tochter erkundigt. Wie gehts ihr?“

Der alte Mann ſchwieg für kurze Augenblicke, mit geſenkter Stirn. Dann den Kopf hebend und den Frager voll anſehend, ſagte er: „Sie lebt bei mir.“

„Ah, wirklich — bei Ihnen! — Immer noch! — Und iſt geſund — iſt munter — wie?“

Der Alte antwortete nicht auf dieſe Frage. Er machte ſich mit ſeiner Pfeife zu ſchaffen. „Aas! von 'ner Pfeife,“ ſagte er, „Luder, ich wer dich“ — und bekam plötzlich einen dunkelroten Kopf, während er mit dem Zeigefinger in der Aſche ſtocherte.

Der Aſſeſſor kam nicht wieder auf dieſes Thema zurück; er begann jetzt mit Jagdgeſchichten. Vor ein paar Jahren war er mit einigen anderen Forſtbeamten von der Regierung nach Rußland beurlaubt worden, um dort die Aufforſtung wüſter Strecken einzuleiten. Da hatte er bei verſchiedenen Magnaten gejagt auf Hirſche, Wildkatzen, ja ſogar auf Bären. — Der alte Ruhland, der ſich ſonſt nicht leicht in Jagdgeſchichten

überbieten ließ, ſchien ein Schloß vor dem Mund zu haben, heute; nur gelegentlich, wenn der Aſſeſſor ein wenig gar zu ſtark auftrug, ſtreifte er den jungen Mann mit einem eigentümlichen Blicke aus ſeinen, trotz des Alters, merkwürdig klaren, im Schatten der tiefen Augenhöhlen gelagerten Waidmannsaugen.

„Wiſſen Sie, Herr Ruhland!“ rief der Aſſeſſor, „daß ich meinen erſten Rehbock bei Ihnen geſchoſſen habe — damals — auf Baſtelwitzer Flur. Mir iſt's wie heute! Ich habe das Gehörn noch. — So ein Gefühl giebt's doch nicht wieder im Leben — der erſte Bock! Wie Sie mir den Bruch überreichten — wiſſen Sie noch? — Na, proſt alter Herr! — Ich bin wirklich ganz glücklich, Sie ſo friſch und munter wiederzuſehen. Glauben Sie mir, ich habe oft genug bei mir gedacht: wie's nur dem alten Ruhland gehen mag.“ — Der Alte runzelte die Stirn, ſchien etwas ſagen zu wollen, ſchwieg aber. Dann ſah er nach der großen Uhr in gelber Tombackkapſel. „Gleich zehne!“ Er ſagte die letzten drei Spiele an.

„Das glaube ich, der will's Geld in Sicherheit bringen!“ flüſterte der Kantor dem Aſſiſtenten zu, voll Neid, denn der Förſter war jetzt allen voraus um einige hundert Augen.

Noch einmal flogen die bunten Blätter. Der Förſter hatte die Angewohnheit, wenn er im Gewinnen war, die Karte mit der Rechten hoch über den Kopf zu heben, ſie dann auf den Tiſch zu „hauen“ und mit dem Zeigefinger der Linken triumphierend auf die ausgeſpielte zu weiſen. Mit einem Male ſchien der alte

Geiſt über ihn gekommen zu ſein. Er fluchte, daß die Zuſchauer ihre Freude hatten, und ſich zuflüſterten: „Jetzt geht Ruhland aber hoch!“

„Vielleicht eine Cigarre gefällig, Herr Ruhland?“ fragte der Aſſeſſor und bot ſein juchtenes Etui an, da er den Alten ſeine Pfeife ausklopfen und in die Bruſttaſche verſenken ſah. „Ne, behalten Se Ihre gewickelten Kartoffelblätter für ſich!“ meinte der. Allgemeines Gelächter beantwortete dieſe Bemerkung, die man als einen äußerſt guten Witz auffaßte.

Der Aſſeſſor ſteckte das Etui wieder ein. Er war ein wenig verſchnupft. Die Grobheit dieſes Alten ging doch zu weit. Ein Beamter der niederen Forſtkarriere nahm ſich ſo etwas heraus gegen ihn, einen Königlichen Aſſeſſor! —

Jetzt öffnete ſich die Thür. Ein Knabe erſchien, mit einem Laternchen in der Hand. Der Förſter machte dem Kinde ein Zeichen, daß es an der Thür warten ſolle. Es war ein ſchmächtiger Junge, ſorgfältig gekleidet, mit anſprechenden Geſichtszügen. Beſcheiden blieb er am Thürpfoſten ſtehen.

„Grand!“ ſagte der Förſter an. „Geht wer darüber?“

Der Schulmeiſter murmelte etwas von: „mehr Glück als Verſtand!“ Der Förſter hob die Karte über den Kopf. Ein Blatt nach dem andern ſchlug klatſchend auf den Tiſch. Als der alte Mann den letzten Stich eingeheimſt hatte, ſprang er auf und brüllte, hochrot im Geſicht: „Schwarz, Ihr Luderſch!“

Die Gäſte wieherten. Der Aſſeſſor hingegen nahm eine offizielle Miene an. Er ſann darüber nach, was

er hier zu thun habe. Er war darüber noch nicht mit ſich ins Reine gekommen, als der Förſter „Bezahlen!“ rief, und nach ſeinem Gewehre griff, das er über die Schulter hing.

„Komm mal zu mir, Guſtav!“ ſagte der alte Mann jetzt zu ſeinem Enkel, der immer noch mit der Laterne an der Thür ſtand. Das Bürſchchen kam und wurde von dem Großvater an den Tiſch geführt. Dort ſtellte er den Jungen hin, gerade dem Aſſeſſor gegenüber, der noch an ſeinem Platze ſaß.

„Sie bekommen zwei Mark dreißig, Herr Ruhland!“ ſagte der Kantor, der über der Skatrechnung war, „vom Herrn Aſſeſſor, und ich . . . . . .“

Der Förſter ſchien ganz andere Dinge im Kopfe zu haben. „Sieh Dir mal den da an, Guſtav! — Den Herrn da drüben! Den Herrn Aſſeſſor, da! — Das iſt Dein Vater!“ — —

Todtenſtille trat mit einem Male ein. Alle Köpfe waren nach der Gruppe gerichtet am Spieltiſch. Der alte Mann, vor ihm das Kind, auf deſſen Schulter eine ſeiner großen Hände lag, ihnen gegenüber der Aſſeſſor mit offenem Munde — ſchreckensbleich.

„Wo — was! — Ich weiß nicht Herr — was Sie von mir wollen!“

„Ja, ſieh Dir mal den da an, mein Jungs, ſo ſieht Dein Vater aus.“

„Das — das iſt nicht wahr! — Wie wollen Sie mir das nachweiſen?“

Der Alte richtete ſich auf; unter ſeinen buſchigen Brauen flammte es. „Das is meiner Tochter Anna

ihr Kind; Guſtav Ruhland heißt er und den hat ſe von Ihnen! Acht und ein halb Jahr is es jetzt gerade her, daß der Junge geboren is, und vor neun Jahren gingen Sie fort aus Baſtelwitz. Gerade zur rechten Zeit, daß ich Ihnen nich ne Kugel in den Leib ſchoß."

Der Aſſeſſor zog ſich um einige Schritte zurück, ſeine Hände ſuchten unwillkürlich Halt an einer Stuhllehne.

„Keine Angſt! — Heute geſchieht Ihnen nichts mehr. Das iſt en guter Junge, der hier, obgleich er von Ihnen is. Ich thue Ihnen nichts; ich will gar nichts von Ihnen. Der Junge ſoll Ihnen nichts zu verdanken haben, als ſein Leben. Denn einen Menſchen, wie Sie, der ſo feige is — einen ſolchen elenden lappigen Musje . . . . . ."

„Herr Förſter Ruhland, ich muß bitten!" . . . . . .

„Seien Sie doch nur ganz ſtille! Seien Sie froh, daß Sie ſo davon kommen! — Keinen Pfennig ſoll's Ihnen koſten. Meine Tochter hat damals geſchwiegen, und erſt als ſie im vorigen Jahre auf dem Tode war, hat ſie mir's geſtanden, wer der Verführer geweſen ſei. — Das übrige is alles gekommen, wie's kommen mußte. — Daß einer mal ne Dummheit macht mit en Mädel, kann vorkommen. Wir ſind alle Menſchen — und als junger Kerl — Gott! . . . . . Aber, weglaufen, wenn's geſchehen is — ſich aus dem Staube machen — nichts von ſich hören laſſen, in neun Jahren nicht nach Mädel und Kind fragen — wie Sie! — Das is gemein! Das is, wie en ganz niederträchtiger,

nichtsnutziger Kujon gehandelt! — So, nun wissen Sie meine Meinung, Herr Assessor. — Gustav, komm!"

Der Alte spuckte zur Bekräftigung seiner Worte noch vor dem Assessor auf den Boden. Dann stülpte er seinen Jägerhut auf den Kopf, rückte die Büchse zurecht und ging. Der Knabe folgte ihm mit dem Laternchen.—

Der Assessor sah ihm nach, zitternd vor Schreck und Wut. Irgend etwas mußte er sagen — thun — zu seiner Entschuldigung. Sein Mund verzog sich zu einem falschen Lächeln. Er meinte etwas von „infamer Lüge!" Aber ein Blick in die Mienen der Umstehenden belehrte ihn, daß er gerichtet sei, und daß nichts ihn von seiner Schmach reinwaschen würde.

So zog er es denn vor, sich auf sein Zimmer im ersten Stock zu begeben. Am nächsten Tage reiste er beim Morgengrauen ab.

An seiner Stelle wurde ein anderer von der Forsteinrichtung-Kommission auf diesen Posten geschickt.

Der alte Ruhland kam von diesem Abende an nicht mehr zum Skat ins Erbgericht.

Satura Lanx.

An Otto Ernst.

Die Wahlurne.

Es war einmal ein Land, in dem seit grauer Urzeit Fürsten regiert hatten: gerechte und despotische, Tyrannen und Volksfreunde, Lüstlinge und Tugendbolde, dumme und weise. — Die Leute dieses Landes waren stark, beides an Körper und Geist, mutig, bieder und kernhaft; aber auch mancherlei Untugenden verunzierten ihre Trefflichkeit. Untereinander lebten sie in stetem Hader, und ehe sie einen der Ihren gelten ließen, lagen sie lieber vor jedem Fremden auf der Nase.

Als dieses Volk nun nach mannigfach wechselnden Geschicken in das Alter getreten war, da es glaubte sich selbst regieren zu können, führte es den Parlamentarismus bei sich ein. Viele der anderen Völker ringsum hatten ihn schon angenommen — und was andere besaßen, mußte man doch auch haben!

So stellten denn die Braven eine große Wahlurne in der Mitte ihres Landes auf mit mächtigem Bauch, der die Meinung von Millionen Wählern aufnehmen

und verdauen ſollte, mit einem rieſigen Spalt verſehen, dem Rachen eines Ungeheuers nicht unähnlich, das grimmig lächelnd den Wahlſpruch des ſouveränen Volkes hinunterſchlang.

Nun traten ſie an in unabſehbarer Kette. Jeder ſeinen Zettel in der Hand, wohlgefaltet — denn die Wahl war eine geheime. Und das Ungeheuer ſchlang, und ſchlang. —

Sehr verſchieden waren die Leute, die da herantraten. Da war eine reckenhafte Geſtalt, die aus dem übrigen Volke um Haupteslänge hervorragte; das Geſicht ſah aus, als würde eine eherne Sturmhaube es beſſer zieren, als das Monocle, das im Auge klemmte. Ein Nachkomme der Edlen war er, die das Land vor Jahrhunderten erobert hatten. Jetzt trug er den Rock des Bürgers, und nur ſein ſtolz nachläſſiges Gebahren verriet, daß er etwas Beſonderes ſei.

Dem Junker folgte einer hart auf den Ferſen, ein Kleiner mit krummer Naſe und pfiffigem Geſichte. Wie ein Fremder nahm er ſich aus, unter ſo viel ſtrohfarbenem Haar und waſſerblauen Augen, mit ſeinen mandelförmigen Kohlenaugen und dem Rabengefieder ſeines Kopfes. Doch ſchien er ſich durchaus heimiſch zu fühlen unter ſeinen Wirten. Er trug eine dicke goldene Kette auf weißer Weſte und blitzende Steine an den fetten Fingern. Der Junker, hinter dem er ging, trat gelegentlich nach dem Schwarzgelockten; aber der wich geſchickt aus. Die Männer ringsum mochten die Naſen rümpfen, ſo viel ſie wollten, über den Fremden; der wußte, wo er blieb. Die Hypotheken

ließ er dem Junker, den Tagelöhnern und dem Landmanne die Arbeit; er setzte die Kurse fest und machte die Kornpreise — der Großmütige!

Dann kam ein Wohlbeleibter mit rotem Kopfe. Er murrte, daß er heute den Frühschoppen versäumen werde, wegen der Wahl. In Schlafpantoffeln ging er einher, bierduftend, mit gesticktem Mützchen auf dem Kopfe, der voll Schrullen war. Das Pfeifenmundstück und die letzte Nummer seines Leiborgans blickten ihm aus der Tasche. Behäbig und selbstzufrieden schritt er einher. Irgend ein Schalk hatte ihm einen Zettel auf den breiten Buckel geklebt, ohne daß er in seiner Lethargie etwas gemerkt hätte davon. Auf dem Zettel stand zu lesen: „Philister!"

Ein Mann in Priestergewandung stach ins Auge, mit dem Gesichte des Biedermannes, und frommen zum Himmel aufgeschlagenen Blicken; so ging er mit schier unhörbaren Tritten einher. Sah man scharf zu, so konnte man unter seiner Soutane das Ende eines Fuchsschwanzes hervorblicken sehen.

Dann kam einer mit langem Haar und Brille über den kurzsichtigen Augen. Ein wenig eckig waren seine Bewegungen und pedantisch abgemessen seine Schritte. Er sah öfters nach der Uhr; denn er wollte heute noch eine Vorlesung vom Katheder halten. Sein langes Haar triefte von der Salbe des Liberalismus. Aber dem Nasenzuhalten seiner Umgebung nach zu schließen, war dieses Öl schon ein wenig ranzig geworden.

Sonderbare Dinge konnte man da erblicken: aller-

hand alten Trödel, Kleiderfetzen aus längſt vergrabenen Zeiten, wie bei einer Maskerade. — Da war einer, der trug eine alte abgelegte Hoſe aus St. Mancheſter mit vielem Stolze zur Schau. Ein anderer ſchwang einen krummen Polenſäbel mit wütiger Gebärde. Die Diamanten, die einſtmals den Griff der Klinge geziert hatten, waren freilich längſt verſetzt. — Einer trug unter demokratiſchem Schlapphute die Maske der Unverſöhnlichkeit zur Schau, und in manchen Köpfen, denen man auf ihre ergrauten Haare hin hätte Weisheit zutrauen mögen, ſpukte ein merkwürdiges Phantom, das hieß: Progamm von Achtundvierzig.

So zog das ſouveräne Volk heran zu der Wahlurne, die ſie ſich ſelbſt aufgeſtellt hatten in der Mitte ihres Landes. Mit dem gleichen vernichtenden Lächeln nahm der eherne Rachen die Wahlzettel auf, die ſich raſchelnd in dem weiten Bauche des Ungeheuers anſtauten.

Zuletzt kam einer angeſchlichen, ein blaſſer Jüngling, ausgemergelt, mit beſchmutztem Arbeitskittel, rotem Halstuch und Stiefeln, aus denen die Zehen hervorguckten. Mit Mühe nur gelang es ihm, bis zur Wahlurne vorzudringen, um die ſich die Menge ſtaute. Geringſchätzig lächelnd ſtießen ſich verſchiedene wohlgenährte Bourgeois an: „Seht einer den Proletarier!“ und der ſonnengebräunte Agrarier wunderte ſich, daß ſolche Canaillen überhaupt zur Wahl zugelaſſen würden. Mit ſcheuem Blicke ſteckte der blaſſe Proletarier ſeinen Zettel in das Maul der Urne und drückte ſich haſtig zur Seite.

Nach ein paar Jahren ſchritt man abermals zur Wahl. Manches hatte ſich geändert. Der Junker ſah unzufrieden aus und der Krummnaſige trat ihm noch rückſichtsloſer, als früher, auf die Hacken. Ranziger noch als vordem ſchien das Öl des Liberalismus geworden und röter der Kopf des Philiſters von mancherlei Sorgen, die ihm jetzt häufig bis zur geheiligten Stätte des Stammtiſches folgten. Nirgends war rechte Zufriedenheit zu finden. Dem einen waren die Kornpreiſe zu hoch, dem andern zu niedrig, der ſchwor auf Schutzzoll, der andere auf Freihandel. Keineswegs friedlich ging es ab unter den braven Bürgersleuten; man ſtellte einander Beine und gab ſich Püffe in die Seiten.

Der Proletarier kam nicht mehr als letzter. Er war ein ganz anderer geworden; ſeine Stiefeln waren geflickt, mit Selbſtbewußtſein trug er ſein rotes Halstuch zur Schau. Man lächelte nicht mehr, als er daher kam. Einzelne von der Kapitaliſtenklaſſe hielten ſich beſorgt die Taſchen zu, und ſteckten ängſtlich die Köpfe zuſammen; denn äußerſt bedenklich war es anzuſehen, welche Fortſchritte der Proletarier in den paar Jahren gemacht hatte. Sie bebten für ihre Geldbeutel, Zinshäuſer und Renten, und beſchloſſen, nach der Polizei zu rufen.

Das nächſte Mal kam der Gefährliche denn auch geſchloſſen, in Ketten. Auf ſeinen Feſſeln ſtand zu leſen: „Ausnahmegeſetz!“ — Er knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fäuſte. Aber die Gutgeſinnten ſpotteten ſeiner und ſeiner ohnmächtigen Wut. Sie hatten ſich um die

Wahlurne poſtiert, als eine Ehrenwache, und ſahen unter Hohngelächter zu, wie der Gefeſſelte ſeinen Wahlzettel abgab. — Recht geheuer war ihnen dabei freilich nicht zu Mute. Jener gedieh auch unter den Feſſeln; das war nicht zu verkennen. Aus ſeinen Lumpen blickten ſchwellende Muskeln hervor. Wenn der frei kam, war nicht mit ihm zu ſpaßen! —

Und als das ſouveräne Volk wieder antrat zum Wahlgeſchäft, da bot ſich ein ſehr verändertes Bild. — Der Junker hatte eine Gamaſche verloren; es zwickte und zwackte ihn am ganzen Leibe. Hypotheken und anderes infames Ungeziefer ſaugte an ſeinem blauen Blute. Der Krummnäſige hatte Fett angeſetzt, aber kein geſundes; ſchwammig und aufgedunſen ſchwankte er mit bebenden Knieen einher. Laute Stimmen ſchrieen auf ihn ein, er ſolle den Judasſold herausgeben. Der Philiſter hatte die Gelbſucht bekommen und war nur noch ein Schatten ſeiner ſelbſt, ſeit ſie ihm die notwendigſten Lebensmittel: Bier und Cigarren, beſteuert hatten. Der Prieſter hatte ſeine Biedermannswürde ganz verloren, nicht mehr über der Bruſt, ſondern über dem Leibe gefaltet trug er die Hände. Ihn plagte demokratiſches Gewürm im innerſten Eingeweide. Und der Langhaarige mit der Brille, er war noch kurzſichtiger und knickſchüſſiger geworden, und das Öl auf ſeinem Scheitel verlangte dringend einer Erneuerung. — Lauter noch, als früher, lärmte der Chor der kleinen Geiſter. Eine häßliche, veraltete, partikulariſtiſche Weiſe hatten einige von ihnen hervorgeſucht, die ſie gröhlend vortrugen. Die Manchesterhoſe war doppelt und drei-

fach geflickt. Auch der Polenſäbel wurde noch geſchwungen; ja, wie es ſchien, war er kürzlich neu vergoldet worden.

Am meiſten verändert aber hatte ſich der Proletarier. Aus dem blaſſen Jüngling von ehemals, war ein bärtiger, ſtarkknochiger Mann geworden. Er kam daher — diesmal ohne Ketten; unter ſeinen Füßen erdröhnte der Erdboden. Rückſichtslos ſtieß er rechts und links mit den Ellenbogen um ſich, und ſchaffte ſich Platz unter der gaffenden Menge, welche die Wahlurne umſtand. — Jetzt verging den anderen das Lachen. Sie ſtanden wie gebannt, wagten nicht, Hand noch Fuß zu regen.

Jener warf ein ſchweres Packet in den Spalt, und noch eines, und immer noch eines; es ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Da ermannten ſich einige, ſie verſuchten ihn wegzuziehen, riſſen an ſeinen Rockſchößen, und zeterten; aber er ſtand da, wie auf eiſernen Säulen.

Und als er den letzten Zettel hineingeworfen hatte, ließ er ſein rotes Halstuch wehen und rief mit blitzenden Augen: „Auf Wiederſehen, zum nächſten Male!“

An Otto Erich Hartleben.

Obergigerl.

In den grünenden Promenaden
einer Millionengroßstadt
ging spazieren einst ein Gigerl;
war von allen hier am Orte
wohl der gigerlhaftig feinste,
pschütteſt, vlanste, elegantste,
chicste, fashionabelste,
raffinierteste der swells er,
anerkannt von Seinesgleichen,
als der Tiptop-Obergigerl.

Hechtgraufarben war sein Anzug,
ohne Taille, weit und locker,
fiel er schlaff ihm um die Glieder.
Aufgeschlagen war das Beinkleid,
ließ die seidnen Strümpfe sehen,
über absatzlosen Schuhen.
Dieser Strümpfe Sitz und Farbe,

dieſes Roſa, zart wie Lachsfleiſch,
mit 'nem Stich ins Pfirſichgelbe,
war an ſich ſchon ein Poem.
Schieferblau erſchien ſein Hemde
mit 'nem langgeſtreiften Einſatz.
Kornblumblaue Hemdenknöpfe,
einten ſich mit karmeſinen
changeant violetten Zipfeln
ſeines ſelbſtgeknüpften Halstuchs
zu 'ner Farbenſymphonie.
Feingewählt zu ſeines Schnurbarts
herbſtfahl gelber Ockerfärbung
war des Hutes graue Tönung.
In den Händen, die in Handſchuhn
von dem weichſten Kaffeecremegrau,
trug der Dandy einen Knüppel,
wuchtig, kurz, poliert, mit einem
elfenbeingeſchnitzten Knaufe,
kleiner Orang-Utangſchädel,
ganz beſonders menſchenähnlich.
Daß ich nicht des Naſentuches
hier vergeſſe, das dem Braven —
heliotrop war die Nüance —
aus der Taſche zipfelnd hing.

Alſo ſchlich er, abſatzſchleifend,
in der Hand den Knüppel wuchtend,
tief geſenkt das Haupt, im Auge
ein Monocle, das er jählings,
auf die neuſte Gigerlweiſe,

durch ein ſchräges „Äh“-verziehen
ſeiner Wange und des Mundes
auf das Vorhemd krachen ließ.

Müde ſchritt er, denn die Tages-
Arbeit war ganz formidabel
wiedermal geweſen heute.
Aufgeſtanden war er Mittags,
hatte dann ein Bad genommen,
ausgefahren d'rauf mit Juckern,
Freund beſucht, geluncht, mit Roſa
dann gebummelt, kaffeetrinkend
Modeblätter angeſehen,
umgekleidet dann von neuem,
und gegangen zur Promenade,
dachte Menſchen er zu ſehen,
Equipagen, Reiter, Weiber.
Aber leider keine Menſchen,
nicht 'ne einz'ge Menſchenſeele,
hatte er bisher getroffen.

Lauter ganz gemeine Völker
ordinäre Arbeitstiere,
Leute mit viereck'gen Stiefeln,
krummen Hoſen, rauhen Hüten,
abgelatſcht und abgetragen,
mauvais genre — very bad style!
ruppig, rauhbeinig und ſchofel,
ohne Chic und Pli und Haltung,
lauter Mob, outsiders, snobs das!

Nicht 'ne einzige Toilette,
keine einzge veritable
Equipage, keine Weiber!
Wirklich unausſprechlich traurig,
war's, dergleichen zu erleben.

Auf 'ner Bank ließ er ſich nieder,
auf 'ner ganz gemeinen Holzbank;
aber ihm war wirklich fade,
ganz entſetzlich fad zu Mute.
Hatte er ſich wo erkältet?
Oder war's der ekle Anblick
des gemeinen Packs geweſen?
Kurz, er fühlte einen Schwindel.
Stöhnend ließ er ſich dort nieder,
ſuchte durch Odeur ſich Stärkung,
feinſtes Peau d'Espagne-Aroma,
aus des Stockes Affenknaufe,
der in ſeiner Schädelhöhlung
ein Parfümflacon enthielt. —
Und er gähnte, und er gähnte;
grau lag vor ihm die Promenade,
grau die Menſchen, grau ſchien alles,
grau wie ſeines Rockes Farbe.
Und ein Fröſteln ſtieg vom Boden,
ſtieg empor an ſeinen Strümpfen,
ſtieg ihm bis zur Weſtengegend,
niſtete ſich ein in ſeinem
tricotſeidnen Unterhemde.

„Werde doch nicht Schnupfen haben?“
ſagte Gigerl zu ſich ſelber
wollte ſchon an Aufſtehn denken,
als ſein Blick auf einmal ſtarrte,
wie gebannt, auf eine Stelle,
wo um eine Wegeecke
jetzt geſchritten kam ein andrer
ſpindeldürrer langer Gigerl.

Abſatzſchleifend, wie's die Mode,
tief im Angeſicht den hohen
mäuſegrauen tophat tragend,
ſchlenderte der hagre Strizi.
Rundes Einglas, mit dem ſchwarzen
breiten Band, klemmt in der Höhle,
in der tiefen Augenhöhle,
über fleiſchlos hohler Wange.
Erdfahl, wie ſein covert-coat,
iſt des magern Kopfes Färbung,
kurz die Naſe, wenig Lippen,
ſcharf ſpringt vor der Unterkiefer. —
Aber, wenn auch nicht 'ne Schönheit
dieſer Herr, ſo doch ein Gigerl
von der allerfeinſten Sorte,
erſter Klaſſe iſt der Rockſchnitt,
prima Qualität der Kleidſtoff,
first rate iſt die Farbenwahl. —

Auf der Bank der erſte Gigerl
ward im höchſten Grade unruhg;
niemals hatte er im Leben

noch 'nen größeren swell geſehen.
Offnen Mundes blieb er ſitzen,
ſtarrte auf den langen Fremden,
der ihm langſam näher kam.

Jener ließ das Einglas fallen,
auf die neuſte Gigerlweiſe,
durch ein kurzes „Äh"-verziehen
ſeines dürren Unterkiefers,
daß es krachend fiel aufs Vorhemd.
D'rauf den Arm zum Winkel ſchränkend
rückte er an ſeinem Hute,
fragte dann mit heiſerm Näſeln,
ob's erlaubt ſei, Platz zu nehmen.

Gigerl wurde ſchwül zu Mute,
Sorge wollte ihn beſchleichen,
Daß vor ſolchem Tiptop-Dandy,
ſolchem raffinierten Feſchſein,
ſolchem allerhöchſten finish,
ſeine eigne ſchwererworbne
Glorie, als Gigerlober,
könne gar gefährdet werden.

Bald war ein Geſpräch im Gange.
Fremd ſei er, erzählte jener,
hier am Ort und ſtellte Fragen,
über beſte Frühſtückskeller,
Kaffeehäuſer und Friſeure,
Parfümeure, Pferde, Weiber,
Hühneraugenoperateure;

wo man esse, wo man bade,
wie's ein Fremder eben fragt.
Gigerl gab ihm bestens Auskunft.
Dann kam seine Zeit zu fragen,
wo der Fremde schneidern lasse,
wer sein Schuster, wer das Hemde,
Handschuh, Hut, Kravatte, Strümpfe,
ihm so prima hab' geliefert. —

Lächelnd meinte drauf der Dürre
mit 'nem eignen hohlen Lächeln,
das von einem Ohr zum andren,
seinen Birnenschädel teilte,
daß, was er am Leibe trage
alles seinen Ursprung habe,
nur vom Menschen! — Niemals trage
er von Tieren oder Pflanzen,
er Gespinnste oder Stoffe.

Staunend, mit weit offnem Munde,
hörte Gigerl, was der sagte.
„Nur vom Menschen?" — „Ja, mein Lieber!
Dieses Rockes weicher Cheviot
ist von Jungfraunwangen-Flaumhaar
zubereitet Euch, zum Beispiel!" —
„Wie, von Jungfraunwangen-Flaumhaar?"
Gigerl überlegte staunend.
„Dieser Hose gilblich Tricot
ward von blonden Kinderhärchen
haltbar feinstens hergestellt.
Diese Schuhe, rabenkohlschwarz,

hab von derben Kaffernhäuten
ich mir extra gerben laſſen.“
„Kinderhaare — Kaffernhäute!“
Gigerl ging das Hirn im Kreiſe.
„Dieſe Handſchuh, wie gegoſſen,
bisquitgelb, an meinen Händen,
ſind von ſchöner Frauen Schultern,
wo die Haut am allerfeinſten,
allerweichſten, abgeſchält.“ —
„Abgeſchält von Frauenſchultern?“ —
„Dieſes zartgeflocht'ne Kettchen,
das für Silber ihr mögt halten,
dieſes Kettchen iſt von Haaren,
die aus eines Greiſen Barte,
ſchneegebleicht, ich eigens raufte.
Die Berlocken, die hier baumeln,
ſind polierte Backenzähne,
von Prälaten und von Fürſten,
denen jetzt kein Zahn mehr weh thut.
Dieſer Stock, den ich hier halte,
iſt Euch eine Wirbelſäule,
von 'nem jungen kräft'gen Manne,
und der Knopf darauf — nun ratet?
Iſt ein niedlich blaukes Köpfchen
eines ſieben Monat alten
zarten Menſchenembryos.
Und der Stein in der Kravatte,
wie ihr wohl bei Juwelieren
ſeines gleichen nie geſehen,
dieſer Stein ſo tief von Leuchten,

farbenſchillernd, reinſten Waſſers,
iſt ein ſchönes Menſchenauge,
das ich auf galvan'ſchem Wege
alſo präparieren ließ.
Dieſes Taſchentuches Farbe
ward in hundertfachem Bade
purpurroten Menſchenblutes
feinſtem Stoffe imprägniert.
Den Batiſt ließ ich mir ſpinnen
von 'ner ganz beſond'ren Faſer,
krauſen Menſchenachſelzotten.
Und der Duft, der wunderbare,
der berauſchend ſtarke Wohlduft,
iſt nichts and'res als ein Extrakt
ausgelaucht aus Menſchenhirnen,
aus Gehirnen weiſer Leute,
Dichter, Denker und Gelehrter.
Allerfeinſte Geiſtesblume
iſt was Eure Naſe kitzelt. —
Seht ſo trag' ich nichts am Körper,
was nicht Menſchenleib entſtammt iſt,
nicht von Pflanzen, nicht von Tieren,
kommt auf mich ein Fädchen nur."

Wie im Traume hörte Gigerl
ſeines hagern Nachbars Rede.
„Bitte, laßt noch eins mich wiſſen,
wie, wo, wer, ſchafft Euch die Stoffe,
liefert Euch zu ſolchem Luxus
reſpektive Materialien?"

„Tauſende und abertauſend
von Kommis und voyageuren,
Lieferanten und Tailleuren
ſtehn in meinem Dienſt und Solde.
Niemals, müßt Ihr wiſſen, trag' ich
einen Rock zum zweiten Male;
täglich, von dem Kopf zur Sohle,
kleid ich mich in neue Sachen."

Da erhob ſich Gigerl eiligſt,
nahm den Hut ab und verbeugte
tief ſich vor dem fremden dandy.
„Niemals noch, parole d'honneur,
habe ich in meinem Leben,
ſo bewundert einen Menſchen!
Ihr ſeid allererſter Klaſſe,
Ihr ſeid wirklich very stylish
Ihr ſeid hors de honcurrence,
Ihr ſeid aller Gigerl König,
Ihr ſeid ein tremendous swell!"

Hämiſch lächelte der Fremde,
mit 'nem eig'nen hohlen Lächeln,
das von einem Ohr zum andern
ſeinen Birnenſchädel teilte.
Darauf griff in ſeine Taſche
mit der mag'ren langen Hand er,
zog ein ſchwarz Etui zu Tage,
d'rauf 'ne gold'ne Fürſtenkrone
thronte über ſchrägem T.

Knipſend ſchnappte eine Feder,
grinſend bot er Cigaretten.
„Bitte, ſich nur zu bedienen!
Das iſt meine eigne Sorte,
die mir täglich wird geliefert,
allerfeinſte Primaware.“

Gigerl nahm ſich dankend eine
von den gelben Papyroſſen;
ſtaunend ſah auf dem Papiere
dieſer feinſten Cigaretten
einen Todtenkopf gedruckt er,
mit gekreuzten Knochen d'runter.
Zögernd wollt' er ſich bedenken;
doch der and're meinte lachend,
daß ſei jetzt das allerfeinſte,
ſei die latest novelty nun,
ſeines Wappens Bild zu führen
auf dem Cigarettenumſchlag. —
Gigerl ſpitzte fein die Ohren,
denn dem Tiptop-Gigerlober
abzulauſchen die Fineſſen,
das war jetzt ſein höchſter Ehrgeiz.
Schräg in ſeines Mundes Winkel
ſtülpte er die Cigarette,
Feuer bot der Fremde ihm. —

Wenig Züge nur that Gigerl,
von der gelben Papyroſſe,
da ſank ſchwer ſein Haupt zur Seite.

Flau, ſehr flau ward ihm zu Mute.
Aus dem Innerſten des Leibes
ſtieg der Ekel ihm zu Halſe.
Wie ein grauer dichter Schleier
nebelte es ihm vor Augen.
Gleich 'nem Taſchenmeſſer klappte
er zuſammen, wie ein Hühnchen
kläglich piepſend fällt vom Stengel,
alſo wimmernd ſank er nieder,
fiel er von der Bank herab.

Neben ihm der Fremde hob ſich,
zog ſich ſeinen Shlips zurechte,
blies ein Stäubchen ſich vom Ärmel,
lachte, gab noch einen Fußtritt
dann der Leiche und ſchritt weiter,
lugte aus nach neuem Wild. —

Wenige Minuten gingen
nur ins Land; da kam's im Marſchtritt.
War ein Trupp von Arbeitsleuten,
die juſt von 'nem Neubau kamen.
„Seht, was liegt dort für ein Bündel
alter Kleider?" ſagte einer.
„Nee, da ſteckt ja ooch ein Menſch drin!"
Und ſie ſtanden um den Toten.
„Iſt ein Weib das, iſt's ein Mannsbild?" —
„Nee, ein Kerl iſt's; ſeht den Schnurrbart!"
„Nein doch, ſolch ein Mutterſöhnchen!
ſtutzeriſcher Modenarre!

Fühlt mal, warm iſt ja das Aas noch!
Ein verreckter Kleiderſtock! —

Alſo höhnend, ſchwatzend, witzelnd,
packten ſie ihn an den Knöcheln,
mit den groben Arbeitsfäuſten
an den feinen pfirſichgelben
Strümpfen ihn. — So wie 'nen Hammel,
luden ſich ihn auf die Schultern.
Einer trug den grauen Hut nach,
und ſo ſchleppten ſie den Gigerl,
den verendeten, mit Lachen,
auf das Polizeibüreau.

An Detlev Frhrn. v. Liliencron.

Der letzte Ritter.

„Gebt mir mein Schild zum ſtreiten,
und zäumt mir auf mein Pferd!
Ich will mal wieder reiten
zur Fehde, kampfbewehrt.

Will ſehn, ob meine Farben,
ob dieſes Schwertes Stahl
den Feind noch mähn, gleich Garben
Im Feld, wie dazumal.“ —

So ritt zum Todesturniere
der wackere Rittersmann;
mit leuchtender Helmziere
kam ſtahlgeſchient er an.

Keinen Feind konnt' er erblicken,
keinen Recken, den er wert
gehalten hätte, zu zücken
auf ihn ſein edles Schwert.

Und als vom bärtgen Geſichte
der Kämpe ſchlug das Viſier,
da lag im Friedenslichte
vor ihm ein friedlich Revier.

Viel Städte ſah er da blühen,
die Leute im Bürgerkleid,
manch Herdfeuer luſtig glühen,
und Saaten zur Ernte bereit.

Wohl rieb ſich der Brave verwundert
Die Augen da mit der Hand;
es gingen ja ſechshundert
Jahre und mehr in das Land,

Die hatte in alten Mauern
verdämmert er; rings die Welt
ward anders — er ſah es mit Trauern;
nun war alle Luſt ihm vergällt.

Da fiel er in tiefes Sinnen,
ward melancholiſch ſchier;
daß bald er käme von hinnen,
wandte er rückwärts ſein Tier.

Und als beim Morgenrote
er nahte ſeinem Schloß,
da fand er mit rauchendem Schlote
ein ziegelumpanzert Koloß.

Wo der alten Feſte Gemäuer
Dräute ins Land hinaus,

lag ein glutſpeiend Ungeheuer,
ein ratternd Maſchinenhaus.

Da reckte ſich der Ritter
im Bügel kühn empor,
ließ nieder ſein ſtählernes Gitter,
Die Lanze nahm er vor.

Und nun dem alten Roſſe
den Eiſenſporn ins Blut!
dem dampfenden Koloſſe
galt ſeine ſchnaubende Wut.

So kam er herangeflogen,
zum letzten Todesturnier;
im Abendlichte, verwogen,
flattert der Helmdecken Zier.

Die eherne Lanze in Splitter,
Tier und Reiter am Boden zerſchellt!
Da lag der letzte Ritter
vom Dampfpfeifenſchrei übergellt.

An Otto Julius Bierbaum.

Die Synode.

Seit ein'gen Wochen tagte die Synode.
An langen Tafeln ſaßen ſie beiſammen,
viel weiſe und hochwürd'ge Synodalen:
Paſtoren, Diakonen und Vikare,
Superintendenten, Räte des geſtrengen,
des hohen Landeskonſiſtoriums.
Der evangel'ſche Oberkirchenrat
er hatte ſeinen Kommiſſar entſandt.
Gar manchen Licentiaten gabs darunter;
ſelbſt ein gelehrter Doktor Theologiae
war hier zu finden; Profeſſoren, viele
Dozenten auch der göttlichen Gelahrtheit.
Am Tiſch des Kirchenregimentes thronten:
ein Staatsminiſter und der Präſident
des evangel'ſchen Landeskonſiſtoriums,
fünf Räte um ihn her, nicht zu vergeſſen! —
Auch einige Profane tagten mit;
doch in dem dichten Schwarm der Kleriker
erſchienen ſie wie weiße Raben faſt.

Sie ſaßen manche Stunde ſchon beiſammen.
Die Tagesordnung war beinah erledigt.
Viel war geſprochen worden: gutes, frommes,
und minder frommes; wie's die Sache brachte. —
Viel Würde ſah man dort und vielen Dünkel.
Gar manche Glatze deckte hier ein Haupt
voll Raupen und voll Schrullen. Mancher Schmerbauch
ſprach für ein gut Gefäll und fette Pfründe.
Denn vielgemiſcht war dieſe edle Runde.
Da gabs fanatiſch düſtere Zeloten,
lutherſche Jeſuiten auch, Asketen,
und Phariſäer gar und Sadducäer,
wenn ſie ſich evangeliſch auch benannten.
Theiſten, Pietiſten, Empiriſten,
Rationaliſten neben Myſtikern,
Kritiſche Richtung auch und Ritſchlianer,
Strengorthodoxe und Neukirchliche,
Altlutheraner wider Reformierte.
Auch ein'ge Liberale waren da,
doch dieſe nur verkappt und mäuschenſtill;
denn ihre Richtung iſt nicht opportun,
weil nicht beliebt beim Kirchenregiment.

Man hatte mancherlei ſchon durchgehechelt,
man hatte ſich beſchimpft und ſich beweihraucht,
Kollekten dann verteilt, und auch Präbenden —
was weiß ich alles! Revidiert war ſchon
der Ämter-Kirchenfond und durchgeſprochen
die Prediger-Witwen-Weiſenunterſtützung.
Ein neuer Bußtag war ins Aug' gefaßt.

Mit Bitterkeit ward dabei auch gedacht
der Hoffahrt, Weltlichkeit, des argen Sinns,
die immermehr die Kirchlichkeit bedrängten.
Auch die Agenda war beraten worden,
die neue, die man nächſtens bringen wollte.
Hier hatte nun die liberale Richtung
ein wenig aufgemuckt. Man ſolle doch
dem Geiſt der Neuzeit etwas Rechnung tragen,
der Freiheit der Gewiſſen und der Forſchung,
der Toleranz, der krit'ſchen Bibelkunde. —
Was Toleranz! Verflucht iſt die Kritik,
vom Teufel iſt die Forſchung! Kurz, verfehmt
ſei jede Neuerung! — So wurden ſie
vom Gros der Poſitiven überſchrieen.

Nach heißem Kampf und Aufeinanderplatzen,
und manchem ſcharfen Wort von beiden Seiten
hat doch der Präſes konſtatieren können,
und hat gebucht im Protokoll der Schreiber,
daß wundervolle Einigkeit geherrſcht
ganz ungetrübt, und daß kein Jota noch,
kein einzig Tüttelchen verrückt ſei worden
vom orthodoxen poſitiven Dogma.
So hatte man denn ſchlagend und vertragend,
entrüſtet wetternd, klug ſich dann verſöhnend,
das Penſum abgewälzt; noch ſtand jedoch
ein wicht'ges Thema zur Beratung an,
das wichtigſte, ſo mochte mancher denken
ſo im geheimſten Herzen, eine Frage
von brennend aktuellem Intereſſe:

die Frage des Gehalts der Geiſtlichen. —
Hier gabs nicht Stänkereien, wie zuvor,
ganz homiletiſch ging es zu, und Sanftmut,
wie eine Taube, flog im Saal umher. —
Rationaliſten, Myſtiker, Theiſten,
Kritiſche Richtung und die Poſitiven,
die Lutheraner und die Reformierten,
die Orthodoxen, wie die Liberalen,
ſie waren einig über dieſen Fall.
Hier gab es keine Meinungsdifferenzen,
Gravamina, Gewiſſensſkrupel, Zweifel;
nur ein Profaner, der ſich unterſtand,
etwas dareinzureden, ward belehrt,
daß dies Interna ſei'n der Klerikalen. —

Schon wiegte ſich der Abend dämmernd nieder,
auf grauem Fittich: ſchummrig ward's im Saal,
da ſah man plötzlich einen Fremden ſtehn,
dem Sitz des Präſidenten gegenüber,
hoch oben auf der dunklen Gallerie. —
Nicht war alltäglich dieſes Haupt zu ſchaun,
mit langem braunem Lockenhaar und Bart,
der in der Mitte ſich geſpalten zeigte.
Ein edles hagres Männerangeſicht! —
So ſtand's juſt vor dem großen Mittelfenſter.
Der Abendſonne letztes Leuchten wob
ihm eine Aureole um den Scheitel. —
Stumm blickte jener Fremdling, unbeweglich,
wie ſinnend, feuchte Trauer in den Augen,
den großen, tiefen, mitleidsvollen Augen,

hernieder auf die geiſtliche Verſammlung.
Ein theologiſcher Profeſſor ſah
zuerſt den fremden Mann, und ſtieß den Nachbar:
„Herr Superintendent! Nein, ſeht nur, ſeht!
Ein Fremder hat ſich tückiſch eingeſchlichen
in unſre Mitte!“ — „Was — was will er hier?“ —
So ziſchelt's hin und her durch die Korona.
Man reckt die Hälſe, klemmt den Kneifer ein,
rückt voll Nervoſität auf ſeinem Platze.
Schwül iſt's im Saal; wie wenn was Unerhörtes,
ein Wetter — das Gericht — ob ihnen hinge.
Bang zeigen ſie einander jenen Mann.
Doch der ſteht unbeweglich; trauernd nur
ſchaut er mit vorwurfsſchwerem Blicke nieder. —
Der Präſes, endlich aufmerkſam gemacht
durch einen Synodalen auf den Fremdling,
erhebt zu ſeiner ganzen Würde ſich:
„Mein Herr dort oben auf der Gallerie,
ich muß Sie bitten, dieſen Platz zu räumen,
denn Fremden iſt der Zutritt unterſagt!“ —
Es rief's mit Schneid und Pathos der Präſide.
Da ging der Fremde lautlos, wie er kam. —
Als er ſich wandte, ſah man ſein Gewand,
nur für Sekunden ſah man einen Rock,
der ungenäht ihm von den Schultern fiel.
Dann war er fort. — Der Sonne letzter Strahl
ſchien ausgelöſcht; die Nacht ſank ſchnell herein.

Nach Gas rief da der Präſes. — Als die Lampen
mit grellem Licht die Dämmerung durchbrachen,

ſtieg manches Herz, das tiefer war geſunken.
Man ſah ſich bang in ſchreckensbleiche Larven,
und lächelte mit zagendem Gewiſſen,
als man den Nachbar neben ſich gewahrt. —
Merkwürdig! Welch ein eignes Phänomen? —
Gut, daß der Fremde ging! Was wollt er hier? —
„Denn Fremden iſt der Zutritt unterſagt!“ —

An Gustav Falke.

Ode an Deutschland.

Ich liebe nicht die Sedanfeste,
ich liebe nicht das Hurraschrein,
Hochreden, Schärpen, Ehrengäste,
Festjungfraun, Tanz- und Saufverein.

Ich liebe nicht die Byzantiner,
die in des Herrschers Sonne stehn,
nicht die betreßten Kammerdiener,
Gamaschenträger, Livreen.

Ich liebe nicht die Staubperücken,
Juristen-Philologentum;
dahergehumpelt kommts auf Krücken,
mumifiziert ist längst sein Ruhm.

Ich liebe nicht den Erzphilister,
mit engem Herzen, dumpfem Sinn;

ob Straßenfeger, ob Miniſter,
mir einerlei! Ich haſſe ihn.

Ich lieb' nicht Partikulariſten,
Pfahlbürger, Kannegießerei,
die enge bei einander niſten,
um ihren zähen Kleinſtaatsbrei.

Ich liebe nicht die Auslandsaffen,
cul de Paris und full dress coat;
nach fremder Mode dieſes Gaffen
die Schweizer Bonne, Table d'hote.

Ich liebe nicht die Renommiſten,
Monocle, Gigerlalbernheit,
Patentcomment, Feudalklubiſten,
Reſerveleutnantsſchneidigkeit.

Ich liebe nicht die Pfaffengeiſter,
ob orthodox, ob liberal;
die Muckerei, der Seelenkleiſter,
römiſch wie deuſch, iſt mir fatal.

Ich liebe nicht die krummen Näſen,
den Schacher-, Wacher-, Börſenton,
das ſchnöde Kipper-, Wipperweſen,
den Talmi-, Tombak-, Goldbaron.

Ich liebe nicht die finſtern Leute,
die mit der Lunte wartend ſtehn,
ſich grimmig freun auf blut'ge Beute,
wenn alles wird in Trümmer gehn.

Die alle haß' ich, doch mein Haſſen
iſt heißer Liebe nur entſtammt.
Möcht' ich ſie ſorgend doch erfaſſen
zurück ſie führen, alleſamt.

Könnt' ich zum Zorne doch entfachen,
zu Scham und Reu ihr träg' Geblüt!
Daß endlich ſie zum Tag erwachen;
dann wäre nicht umſonſt mein Lied.

An Friedrich Lange.

Sämann und Dohlen.

Sah einſtmals einen Sämann ſchreiten,
mit rundem Wurf den Samen breiten,
und weil er ſchritt, folgt ſeinen Sohlen
ein Flug von gierig frechen Dohlen.

Sie folgten ihm mit emſ'gem Flattern,
um ſich das Beſte zu ergattern;
zerſtörten ſo mit Picken, Scharren
die Arbeit jenes blöden Narren.

Sie flogen, ſetzten ſich dann wieder,
ſie blähten auf ihr ſchwarz Gefieder,
verſpotteten den dummen Wicht;
der Sämann ſchritt, als ſäh' er's nicht. —

Als ich dies Bild betrachtend ſtand,
gedacht ich dein, mein Vaterland.
Mein Volk, du ſäeſt mit vollen Händen,
Und andre ſind's, die dirs entwenden.

Mit Schwert und Pflug die biedren Alten
ſchon thäten ſie des Landes walten,
beſtellten ihren kargen Boden
mit Sümpfe trocknen, Wälder roden.

Durch Blut und Schweiß zum Eigentume
gewannen ſie die Ackerkrume,
beſiedelten die wüſten Strecken,
erbauten Burgen ſich und Flecken.

Doch als nach manchem ſauren Jahr
der magre Boden urbar war,
da kamen andre angeflogen,
in dunklen Schwärmen angezogen,

die niemals hackten, niemals ſäeten,
den Pflug zu führen gar verſchmähten;
ſie kamen, um bei uns zu niſten,
nicht ſtark an Arm, doch ſtark an Liſten.

Erſt ſchienen's arme Bettelgäſte,
wir ließen ihnen nur die Reſte;
doch bald begannen ſie zu naſchen
von allem, füllten ſich die Taſchen.

Die Gäſte wurden fett und rund,
dieweil der Wirt kam auf den Hund.
So pickend folgen dieſe Dohlen
dem deutſchen Michel auf den Sohlen.

Schon reißen ſie's ihm aus den Händen,
die ihnen doch den Segen ſpenden,

ſchon hacken ſie ihm nach den Augen,
und wollen gar das Blut ihm ſaugen.

Der Michel aber ſchreitet weiter,
mit Lammsgeduld und lächelt heiter,
wirft aus und ſäet, beſtellt das Land,
ſanft träumeriſch, in ſich gewandt. —

So ſah ich ihn, nicht lang iſts her,
ganz ohne Harm, ganz ohne Wehr.
Der ſchwarzen Vögel dichtes Schwirren
nicht im geringſten that's ihn irren.

Doch jüngſt ging ich vorbei dem Feld,
das er fürs künft'ge Jahr beſtellt,
da wollt ich kaum den Augen trauen,
ganz anders war der Mann zu ſchauen.

In ſeinen Blicken ſah ich's lohen,
zum Schlag erhoben ſah ich drohen
'nen ſtarken, deutſchen Bauernarm.
Nun ſieh dich vor, du Dohlenſchwarm!

An M. G. Conrad.

Preisgegeben.

Hochzeitskutſchen, Orgelklänge;
heute giebts ne große Feier!
Neugierhälſe, Volksgedränge;
ſeht die Braut im weißen Schleier!

Lieblich biſt du, auserleſen,
junges Ding von ſiebzehn Jahren,
ſchwebſt dahin ein duftig Weſen,
mit dem Myrtenkranz in Haaren.

Zag, in Mädchenſcham erbebend,
ſenkſt du Züchtige die Lider;
eine lichte Wolke, ſchwebend,
hüllt der Krepp die ſchlanken Glieder.

Wer, o ſprecht, iſt der Beglückte,
dem ſie hat ihr Herz gegeben,
der ſich ſolche Blüte pflückte,
dem ſich eint ihr reines Leben?

Doch nicht jener hagre Alte,
der dort wartet am Altare?
Hohle Wangen, manche Falte,
Zitterhände, wenig Haare!

Nicht in Arbeit, nicht in Ehre,
iſt der Mann dort kahl geworden;
öder noch in ihrer Leere
ſcheint die Bruſt mit ſoviel Orden.

Zeigt ihr keiner, daß in Ketten
ſie zum Richtplatz wird gefahren?
Iſt denn niemand, dich zu retten,
keine Mutter, dich zu wahren? —

Ihre Mutter iſt zur Stelle,
ſtrahlend blickt ſie, wie die Sonne,
fährt auf ihres Stolzes Welle,
ſchwimmt in einem Meer von Wonne.

Und der Prieſter fleht hernieder
Himmelsgaben. — Giebt dem Bunde
Gottes Segen; fromme Lieder
tönen aus der Hochzeitsrunde.

Wie der Habicht ſchlägt die Taube,
greift er ſich ihr junges Leben;
greiſen Lüſten ward's zum Raube,
ohn' Erbarmen, preisgegeben.

An J. H. Mackay.

Nein!

„Du biſt ſo krank, mein Vater,
bete zu Jeſu Chriſt,
daß er ſich dein erbarme;
kurz iſt die Gnadenfriſt!"

Der Vater lächelte bitter,
und ſchüttelte trübe das Haupt;
ihm hatten längſt die Jahre
den Kinderglauben geraubt.

„Mein Kind, ich mag nicht beten!
nie, in der größten Not
hab je das Knie gebeugt ich;
mags auch nicht beugen im Tod!"

Er ſchwieg, nicht wollte er mehr ſprechen,
und winkte mit bleicher Hand;
ſein Auge es bat um Ruhe,
dann wandte er ſtumm ſich zur Wand.

„Vater, ich laß dich nicht ſterben!
ich laſſe dir nimmer Ruh,
eh du dein Heil nicht geſucht haſt,
eh nicht gebetet du!“

Da ward er müde, — dem Kinde
erfüllt er das letzte Begehr,
und lallte Gebetesworte;
ſchon ward die Zunge ihm ſchwer. —

Sie hatten den Toten gebettet,
eine Bibel in der Hand,
und hoch zu ſeinen Häupten
ein goldnes Kruzifix ſtand.

So lag er von Kerzen umſchimmert,
auf hohem Totenſchrein,
mit ſtummen weißen Lippen;
die Lippen, ſie ſchwiegen ein: Nein!

Gedichte.

An Heinrich und Julius Hart.

Hutten.

Ein Streiter warſt du, Großer, wild von Blute,
in Kampf und Fehde ſahſt du Ritterpflicht.
Nur vorgeſtürmt in tollem Übermute,
ſo galt's im Lieben dir und im Gedicht.
Verbrauſteſt ſo dein Leben, und es ruhte
Erfolgesfrucht auf deinem Schaffen nicht.
O, Hutten, ſolchen heißen Blutes Wallen
ſah manchen Edlen ich zum Opfer fallen.

Doch deinem Volke biſt du echt geblieben;
Die Treue hielteſt du der einen Braut.
Ein deutſcher Held in deinen ſtarken Trieben,
deutſch war dein Sprechen, zornig, derb und laut.
Deutſch dienteſt Wackrer, du, mit ſcharfen Hieben,
für Deutſchland trugſt zu Markt du deine Haut.
O, Hutten, könnteſt du uns wiederkehren.
den deutſchen Geiſt von neuem uns bewehren.

So ſchlugſt du und ſo ſangſt du unverdroſſen,
„Ich habs gewagt!“ Kühn flog dein Selbſtvertraun.
Aus altem Stamm warſt adlig du entſproſſen,
doch nicht war deine Sache: Rückwärtsſchaun.
das Auge klar, die Seele weit erſchloſſen,
haſt Gaſſe du ins Vorurteil gehaun.
O, Hutten, Freiheit war dein Zukunftsahnen;
zur Freiheit ſollſt du ewig uns ermahnen.

Ingrimmig haßteſt du die Dunkelleute.
Hei! Ihnen galt dein pfeilgeſpitzter Hohn.
Wie folgte kleffend dir die Pfaffen-Meute;
nur heller ſchmettert deines Weckrufs Ton.
Und wo du zielſt, du trifffſt dir ſichre Beute,
Des neuen Geiſtes ein gelahrter Sohn.
O, Hutten, auch in unſren hellen Tagen,
du fändeſt noch genug ſolch Wild zu jagen.

Dir, Herrlicher, fühl ich verwandtes Streben!
Auch ich entſtamme einem edlen Haus.
Mir ward, gleich dir, zur Hand das Schwert gegeben;
ich aber ſah mir andre Waffen aus.
„Es iſt, Jahrhundert, Luſt in dir zu leben!“
ich ruf's, wie du, aus großer Zeit hinaus.
O, Hutten, deine ritterlichen Manen,
ſie winken mir zu ſternenhohen Bahnen.

An Georg Freiherrn von Ompteda.

Ball.

Von hundert Kerzen goldner Schimmer,
in hundert Augen Feſtesglanz,
ſo fliegen durch das glatte Zimmer
die Paare klanggewiegt, im Tanz.

Ein Scharren, Stampfen und ein Schwingen,
ſie lächeln fade Bruſt an Bruſt;
entfeſſelt da beim Geigenſingen
iſt eine blütenſchwüle Luſt.

Und all die Luſt erſchien wie Lügen;
ſchon hat ich mich zum Gehn gewandt. —
Wer biſt denn du mit ſolchen Zügen? —
Verzaubert ſteh ich, feſtgebannt.

Aus deinen Augen ſpricht ein Sinnen,
ein tief Verſtehen ſpricht zu mir;
o, komm, du! Flieh mit mir von hinnen!
Jetzt gleich entführ ich dich von hier.

Ich seh's, es wohnen stumme Schmerzen
in deiner weißen Marmorbrust;
komm, Freundin! Auch in meinem Herzen
zum seltnen Gaste ward die Lust.

Wir gießen unsren Schmerz zusammen,
die Schwermut segnet unsren Bund,
vereinigt lohn die Trauerflammen,
und machen unsre Hochzeit kund.

Du labst den Durstenden mit Küssen,
du nimmst die Dornen mir vom Haupt;
in meiner Liebe Feuergüssen
findst du, was nie du noch geglaubt.

Aus unsrem Bunde wird entspringen
Kraft, die uns weit und weiter trägt;
von solchen Glückes Zauberschwingen
wird jeder Kummer weggefegt. — —

Da setzten ein die Walzergeigen,
ein Tänzer neigt sich tief vor ihr;
und wie sie fliegt im bunten Reigen
versinkt auch dieser Traum in mir.

An Maria Janitschek.

Eine Königin.

Beim Abendläuten
durch reifende Saaten
ſchritt eine Magd.
Ein Grasbündel
in der Linken,
die Rechte hielt
die gekrümmte Sichel,
am Holzſtiel.
Im roten Kopftuch,
barfuß,
mit bloßen Armen
ſo ſchritt ſie,
langſam,
ein wenig ſchleppend,
ſorgſamer, als andere.

Voraus ſchon waren
die Schweſter-Mägde.

Ihr Singen erklang,
ferne und ferner,
durch den lauen
Sommerabend.

Nicht mit den Jungfern
wollte sie gehen,
mit den leichtfüßigen,
den leichtherzigen,
konnte sie eilen. —
Allein schritt sie
den stillen Weg,
durch schweigende Flur,
und war doch nicht
einsam.

Sie trug keine Last.
Klein war ihr Bündel,
ohne Tracht
ihr Rücken. —
Und dennoch schritt
die Unbelastete
mit einer Bürde.

Sie blickte vor sich
ins Abendlicht,
das die Gestalt,
ihr dürftiges Kleid,
mit Purpur verbrämte.
Sie blickte
über reifende Felder;
hörte den Wind

mit den Ähren flüſtern,
und ſah nichts —
hörte nichts,
als nur das eine,
ein Geheimnis,
das trauteſte,
das wunderbarſte,
tief verſenkt
wartend,
wachſend,
webend,
in ihr.

Sie trug ſich ſtolz,
ſchritt erhobenen Hauptes,
wie eine Fürſtin,
wie eine Herrſcherin,
die Magd! —
Denn ſie war
eine auserleſene,
eine gebenedeite,
geſalbte Königin.
Mächtiger,
als alle Fürſten!
Erhabener,
beglückter,
als je ein König,
ein gekrönter König
und Herr aller Länder.

Ihr Hort und Kleinod,
ihr koſtbares Eigentum,
ihr heimliches Königreich,
es lag bei ihr,
in ihr,
von ihr getragen,
gehütet, genähret.
Es ruhte
unter ihrem Herzen.

An Wolfgang Kirchbach.

Der Arzt.

Ein weißgetünchter Saal. Die Wand entlang
ſteht Bett an Bett in Reihen; eng der Gang.

Ein Mann liegt da auf ſchmaler Krankenſtatt,
bleich, hager, ausgereckt, vom Ringen matt.

Das heiße Aug' gerichtet unverwandt
auf eine ſchwarze Tafel an der Wand.

Mit Goldſchrift ſtand allda ein kurzes Wort,
„Ich bin der Herr dein Arzt!“ ſo las man dort. —

Es kam ein Arzt, doch ihm galt nicht ſein Blick;
Vor Menſchen war entſchieden ſein Geſchick.

„Zwei Tage noch, nicht mehr!“ Aus ſtrengem Mund
ward geſtern ihm ſein Todesurteil kund.

Er lächelt nur und blickte nach der Wand,
wo jenes Wort in Gold geſchrieben ſtand.

Er dachte an ſein Weib an fernem Ort,
an ſeine Kleinen dacht' er immerfort.

Er dachte an ſein hohes Lebensziel,
an ſeine großen Pläne dacht' er viel,

Jetzt ſterben — jetzt! — Vor ungethaner Pflicht —
So grauſam war der Todesengel nicht.

„Ich bin der Herr dein Arzt!" Schon bleicht ſein Mund,
doch röchelnd gibt er noch die Loſung kund. —

Das Aug' weit offen ſtarrte nach der Wand,
Noch immer dort das Wort geſchrieben ſtand.

Es kam der Arzt, ſo heißerſehnt, herzu,
und drückte ihm die leeren Augen zu.

An Johannes Schlaf.

Der Baum.

Ein Bäumchen ſtand auf kahler Bergeshöhe,
in weiter Ferne brauſt das ew'ge Meer;
daß es den Ocean nur einmal ſähe,
das war des Baumes heißeſter Begehr.
Drum ſchob er ungeduldig, trieb den Wipfel
in jedem Frühjahr weit und weiter vor,
ſchoß überſchnell ins Holz, auf ſteilem Gipfel,
ein ſchmächtig ſchlankes Stämmchen, jach empor.

Da kommt auf ſtarken Schwingen angeflogen
der Nordweſtſturm vom hochgepeitſchten Meer;
zum Staub herab wird da der Stamm gebogen,
ſo tapfer er ſich anſtemmt auch zur Wehr.
Bis in das Mark hinein muß er erzittern,
und beugen tief das hochgetragne Haupt,
ſieht er, wie Glas, die dünnen Äſte ſplittern,
ſteht nackend da, zur Schande, kleidberaubt.

Doch nicht ward ſeine Wurzel ihm vernichtet,
ſpendet jetzt ihm ihre Mutterkraft,
dem jungen Sprößling, dem den Sturm gelichtet
die Krone hat, und niederbog der Schaft.
Nun ſchickt hinab in lichtverborgne Tiefen
die Wurzelarme er, zum zähen Grund,
und Millionen Kräfte, die dort ſchliefen,
trägt er zum Tag empor, und wird geſund.

Drauf bauen Sonnenſchein und Regenſchauer
ihm eine Krone wohlverzweigt und weit;
hart wird die Rinde in der Jahre Dauer,
und jedem Sturme trotzt ein ſolches Kleid.
So ſteht er da auf ſteilem Felſenrande
mit faſerhartem Stamm und wurzelſtark,
ragt weit empor er über alle Lande,
fernher ſchon ſichtbar, eine Landesmark.

Ob ſeinem Haupte ziehen hin die Stunden,
die Vögel bauen gern bei ihm ihr Neſt,
und mancher Wandersmann hat Schutz gefunden
und Schattenkühle unter dem Geäſt.
So ragt der Baum, in ſeinen dichten Zweigen
wühlt beutegierig der Nordweſterſturm;
ſie geben hin ſich mit geſchmeid'gem Neigen.
Der tiefgeſenkte Schaft ſteht wie ein Turm.

Die Sonne grüßt ihn mit den erſten Küſſen,
wenn früh ſie aufſteigt, und umwebt den Baum
mit ihres Abſchieds glühnden Feuergüſſen,
eh ſie verſchwindet fern am Erdenſaum.

Es greift der Wind uralte Melodieen
ſanftflüſternd bald, bald heulend, ins Gezweig
und wehend drüber hin die Wolken ziehen,
beſchütten ihn mit duft'gen Flocken weich.

So wartet er auf kahlem Bergesgipfel,
ſchickt neue Triebe jährlich auf ins Licht,
und es erblickt der himmelrage Wipfel
den fernen Ocean noch immer nicht. —
Da eines Tages, früh, im Morgengrauen,
nach langer, finſtrer, wetterſchwerer Nacht,
darf er das heißerſehnte Wunder ſchauen,
das ew'ge Meer, in ſeiner Zauberpracht.

Da breiten ſeine Äſte ſich nach oben;
nun ſieht er alles, hoch von ſeiner Wacht,
und was er ſieht, es iſt ein ſtummes Loben
der mütterlichen ewig guten Macht.
Er ſteht und lauſcht, hört wunderbares Singen,
fühlt Gottes Atemzug vom fernen Meer,
läßt ſeine eignen Zweige ſanft erklingen;
iſt fromm in Stille, wie die Welt umher.

An Arno Holz.

Kindchens Tod.

Von grünumhangner Lampe matter Schimmer,
im Bettchen liegt der Kleine todeskrank;
es schwebt mit dunklen Schwingen durch das Zimmer
ein düstres Schweigen, weil der Abend sank.

Die Mutter wacht, schon sitzt sie manche Stunde,
dem Atem lauschend und dem Fieberschlag;
der Uhr eintönig Ticken gibt ihr Kunde,
wie endlos hinschleicht dieser Sorgentag.

Doch nun umfängt auch sie ein tiefer Schlummer,
ein Falter surrt ums Glas, sie hört es nicht;
vom Traume weggelogen flieht der Kummer,
leicht huscht ein Lächeln über ihr Gesicht.

Das Kind, versenkt in schwüler Kissen Lager,
wie wirft's das heiße Köpfchen hin und her!

Der abgezehrte Körper, ach wie mager!
die Augen fiebergroß, der Atem ſchwer.

Horch, wie die Hunde auf der Straße bellen!
Wie im Getäfel tickt die Totenuhr! —
Und näher kommt's — es kommt — wie rote Wellen —
Ach, wenn doch Mutterchen erwachte nur! —

Da ſitzt ja einer dicht am kleinen Lager! —
Woher kam lautlos plötzlich die Geſtalt?
Ein kleines Männchen, ausgemergelt, hager,
grau, runzlig, eingetrocknet — alt, ſo alt! —

„Hab keine Furcht, und ſchreie nicht, mein Söhnchen,
Spielwaren bring ich dir, du kleiner Wicht!
Sieh, ſieh nur das! Ei, das iſt ſchönchen!"
Schmeichelt der Greis; falſch lächelt ſein Geſicht.

Der Fremde ſtreicht des Kindes heiße Wangen,
mit einer Hand, die eiſig iſt und hart;
der Kleine zuckt, ſein Herz ergreift ein Bangen —
wie ſchrecklich doch des Greiſes Auge ſtarrt!

Aus einem Korbe kramt er manche Ware,
der Kleine ſchielt halb nach der Mutter hin. —
„Dein Muttchen ſchläft, ſie ſieht's nicht, Gott bewahre!
Sag ruhig, Hänschen, wonach ſteht dein Sinn?

Lang zu, mein Söhnchen; ſieh, die ſchönen Sachen!
Ich bin am Ende gar der Weihnachtsmann!" —
raunt nah zum Ohr er, ſchüttelt ſich vor Lachen;
das Kind keucht ſchwer in ſeines Auges Bann.

„Der Weihnachtsmann — o Mutti — tauſend Lichter!
Lebkuchen, Äpfel, Sternchen — welch ein Glanz!
Und kleine Mädchen — Mutti! — Ach, Geſichter! —
Darf, liebe Mutter ich — darf ich zum Tanz?“ —

Da endlich ſchreckt die Schlummernde aus Träumen,
blickt ſtaunend um ſich, fragend, wo ſie ſei;
ſie eilt zum kleinen Bette ohne Säumen.
„Tot! — Hänschen tot!“ — gellt einer Mutter Schrei.

An Ferdinand Avenarius.

Bezwungen.

Sie war ein edler Sproß aus altem Haus,
als Kind ſchon lief am liebſten ſie mit Jungen,
und Burſchen hat mit Lachen ſie bezwungen,
ſie hatte Mucken übertoll und kraus;
gar mancher loſe Streich iſt ihr gelungen.

Als Backfiſch ſtrich umher ſie, wie ein Wild,
ein ſcheues, ungezähmtes, fremdes Weſen.
Nur wer's verſtand, im Menſchenaug zu leſen,
fand einen Ausdruck dort, ein Sehnen mild. —
So blieb ein Rätſel ſie, das ſchwer zu löſen.

Da ſie zur Jungfraunſchaft herangeblüht,
ließ lang ſie jeder Laune Zügel ſchießen.
Viel Schütteln gab's der Köpfe und Verdrießen;
was kümmert ſies! das Eiſen nur geglüht!
und was das ſaft'ge Leben bot, genießen!

Die Männer toll zu machen, war Vergnügen,
ſie folgten zungenlechzend dieſem Wilde;
ſie aber ſtahlumpanzert, wie Brunhilde,
ließ an dem Spiel mit Feuer ſich begnügen;
wahrt ihren Jungfernhort mit ſtarkem Schilde.

Da endlich kam der Siegfried, der ſie zwang;
doch nicht am Boden ſchwelte nun ihr Feuer,
nein, höher loht die Flamme nur und freier.
Vorüber iſt des Irrlichts Zickzackgang.
Ihr ganzes Leben iſt jetzt eine Feier.

Der Liebe eine Feier und der Treue,
für den, der endlich ihr den Stab gegeben,
um den ſich ranken durften ihre Reben.
Nun dankt ihm die Bezwungne und doch Freie,
beſchenkt als Mutter ihn mit jungem Leben.

An Heinz Tovote.

Puppentaufe.

„Iſt meine Puppe Frieda,
Mutti, getauft denn ſchon?
Das möchte ich' gerne wiſſen!"
forſcht Ännchen in wichtigem Ton.

„Ännchen, man tauft wohl Kinder,
doch Puppen tauft man nicht!" —
„Aber, Frieda iſt mein Kind doch!"
ſagt Ännchen mit langem Geſicht.

Und nach 'ner kleinen Weile
von neuem fragt ſie an:
„Warum denn, liebes Mutti,
tauft kleine Kinder man?" —

„Damit ſie in Himmel kommen
und zum Herrn Jeſus Chriſt."
Da legte den Kopf bei Seite
klein Ännchen und fragte mit Liſt:

„Und wenn sie nicht getauft sind,
wo kommen sie hin wohl dann?
Das möchte ich gar zu gern wissen!"
Die Mutter verlegen sann.

„Dann, Ännchen, sind's eben Heiden,
die dürfen in Himmel nicht ein!"
Da wurde die kleine traurig.
„Die armen Kindelein!" —

Am Abend, als die Mutter
nach Ännchen wollte sehn,
fand sie das Kind im Hemdchen
an seinem Waschtisch stehn.

Im Becken, da war Wasser,
drein taucht sie die Finger geschwind
und sprach Gebetesworte;
so tauft sie ihr Puppenkind.

Drauf machte sie noch dem Täufling
ein Kreuz über Brust und Gesicht,
gab ihm einen Kuß auf die Nase
und löschte aus das Licht.

Vorbei war die heilige Feier,
das Kind schlich ins Bettchen zurück,
schlief mit der getauften Puppe,
beruhigt nun für ihr Geschick.

Den Grünen und den Grauen ins Stammbuch.

Stoffwechsel.

Ein Beinhaus ist die weite Welt,
und Wiege doch für ew'ges Leben,
wo Schicht auf Schicht zu Boden fällt,
die neuem Wachstum Nahrung geben.

Der Schnee hält unsre Saaten warm
mit seiner eisig kalten Decke,
doch vor des Lenzes starkem Arm
fliegt Schnee und Eis in ihre Ecke.

Der Frühling kam im Jugendsaus,
nun liegt auch er schon bei den Alten;
der Sommer hält ein Weilchen Haus,
und wird dem Herbst den Buckel halten.

Ihr Alten sitzt nicht gar so fest!
Seht ihr noch nicht die Jugend dringen
in euren Saal? Nun ist's ein Rest
mit eurem Grünen, eurem Singen.

Einſt auch, die jetzt wir jung uns nennen,
einſt wirft man uns zum alten Eiſen;
Den Tod kann niemand überrennen,
wenn Jugend naht, muß Alter reiſen.

An Paul Göhre.

Vor einem Christusbilde.

Nein, Herr!
So haſt Du
nicht ausgeſehen.
So nicht!
Dieſer ſchöne Männerkopf
von milchzarter Farbe,
nichtsſagenden Auges,
kirſchroten Mundes,
weichlich, freundlich,
iſt nicht Dein Ebenbild.
Niemals! —

Mein Auge ſieht Dich,
wie Du wandelſt durch Sichem,
auf den kahlen Höhen
Tabor und Karmel,
in einſamer Wüſte,
an den lieblichen Ufern

des Seees Genezareth,
und weilst in Bethsaida
und ruhst in Deinem
vor allen anderen
geliebten Kapernaum.

Gesenkten Hauptes,
hager und barhäuptig,
gebräunt von der Sonne;
die braunen Strähne
des Denkerkopfes
ein Spiel der Winde:
So sah Dich die Wüste.
so sahn Dich die Berge,
die Städte und Seeen
von Galiläa.

Im härnen Gewande,
bestaubten Fußes,
so schreitest Du fürbaß;
von dem schon verkündet
Jesaias: „Er hatte
keine Gestalt noch Schöne!“ —
In Deinem Haupte,
leuchten die Augen,
zwei Augen abgrundtief,
klar, wie das Mittagslicht,
lieblich, wie Morgenrot,
milde, wie Dämmerung,
zündend, wie Blitzstrahl,

traurig, geheimnisvoll,
wie ſinkende Nacht.

Und dieſe Stirne,
der Schrein der Gedanken —
welch' kleine Behauſung!
Und doch wohnen drinnen
der Welt und der Menſchheit
große Geſchicke. —
Vom Aufgang zum Untergang,
was war und was ſein wird,
Speiſe der Hungrigen,
Labſal der Durſtigen,
Tröſtung der Sterbenden,
Hoffnung der Armen,
Stecken der Lahmen,
Ärger der Weiſen,
Honig und Galle,
Stachel und Balſam,
ewiger Reinheitsquell,
für tauſend Jahre
und abertauſend
Licht und Geſetz.

Von dieſer Stirne
leuchtet die Sonne,
an deren Gluten
die Menſchenvölker
ſich wärmen werden,
verzehren ſich werden;

in deren Lichte
ſie ſchreiten werden
auf ihrer Wallfahrt
durch kahle Wüſte
von Wiege zu Grab.

Und deine Lippen,
die ſchmalen Lippen,
in deren Lächeln
Thränen wohnen;
Thränen viel heißer,
Thränen ſalziger,
als jemals andere
Augen geweint.
Denn dieſer Zug
um deinen feinen
bebenden Mund
bedeutet Kummer.
Du kannteſt die Menſchen,
und wer, der ſie kannte,
müßte nicht trauern?

Dies zitternde Lächeln,
das herbe Sinnen
in Deinen Augen,
die Gramesfalte
in Deinen Wangen,
wer anders ſchuf ſie,
als ewiges Mitleid!

Und dieſe Lippen,
von denen die Worte
wie Schwerter zückten,
noch größeres wußten
die ſchmalen Lippen,
ſie wußten zu ſchweigen.

Das größte ſicher,
Herr, was Du wußteſt,
ging niemals, niemals
über die Lippen Dir;
das nahmſt Du als tiefſtes
Dein eignes Geheimnis
mit Dir von dannen,
mit Dir ins Grab. —

An Richard Dehmel.

Freiheit.

Er war ein Knabe;
um Kopfeslänge ſchien er allen vor
im Spielen und im Lernen; krauſer war
ſein Lockenhaar, als das der Spielgefährten,
und hell im Kopfe ſtrahlten ihm die Augen.

Der Vater meinte oft: „Zum Staatsminiſter
iſt der geboren!“ — Und das Mutterherz
„Wenn doch Superintendent er werden möchte!“ —
Er aber! — andre Wünſche hegte er.

Und eines Morgens riß von ſeinen Büchern
er ſich hinweg, und ohne Abſchiednehmen
ſchritt er hinaus und ſchnitt ſich einen Stock.
Als dort er ſtand, die junge Weide köpfend,
da kam Martine, Körbchen in der Hand;
Kamillen hatte ſie geſucht und Thymian,
um Kräuterſäckchen daraus zu bereiten.

„Wo willſt Du hin?“ ſo fragte ſie den Jüngling.
„Heraus aus dieſem Joch; ich will zur Freiheit!“
Sie ſtand mit offnem Munde. „Was iſt Freiheit?“
„Das eben will ich juſt erkunden, Gänschen.
Lebwohl!“ — „Wann kommſt du wieder?“ —
„Schwerlich je!“ —
„Und ich?“ — „Du warte deiner Kräuterſäckchen!“ —

Sprachs, lachte, ſchritt. — Sie aber blickte ihm,
das Körbchen in den Händen, lange nach,
mit trüben Augen, die ſich langſam füllten.
Sie dachte an ihr Herz, und mehr noch, dachte
an das, was unter ihrem Herzen lebte. —

Er ging und ſang ſich luſtge Wanderlieder.
Sein Weg führt ihn durch vieler Menſchen Länder,
doch nirgends fand die rechte Freiheit er.
Geſetze überall, vererbte Rechte.
und Sitten-Krimskrams, Rückſicht, Modezwang,
Moral und Splitterrichter aller Orten;
und vor den Sicherheitsbehörden ſah
ſich nirgends ſicher er. An jeder Ecke
fand er 'ne Tafel aufgerichtet: „Achtung!
Hier iſt verbotner Weg!“ — So ging es fort;
es war dieſelbe Leier wie daheim. —

Da kam ein Wagen, Four-in-hand, geraſſelt,
auf hoher Coach ſaß eine bunte Sippe
von Herren, Damen, wunderlich gekleidet,
ihr Lachen gellt ihn ſchon von weitem an.
Champagnerhälſe guckten da aus Körben,

und Schultern ſah er leuchten, dralle Waden
in ſchwarze Seidenſtrümpfe eingezwängt.
Er blieb am Wege ſtehn neugierig gaffend;
da ſah ihn eine von den üpp'gen Weibern,
ſie hieß den Kutſcher halten: „Komm herauf!
du da, mit deinem Stab! Solch Lockenhaar,
ſolch große, dumme, blaue Unſchuldsaugen
hab ich bisher in Träumen nur geſehn.“ —
Er folgte ihrem Wink; die Fahrt ging weiter.

Er lag bei ihr, ward ein gelehrger Schüler,
ſie zauſte ihm das Haar, er lernte küſſen;
bald konnt' ers beſſer, als die andern alle,
die jämmerlichen, ausgedörrten Knaben.
Der Weiber Liebling ward er, und der erſte
der Weiberknechte. —

Eines Tages ſchlug
der Burſchen einer ſeine Liebſte blutig,
da brauſt er auf und ſchwang den Weidenſtab.
„Was fällt dir ein“ ſchrie da der ganze Chor,
„was fällt dir ein! Wir ſind im Land der Freiheit!
Frei ſind wir, frei, und thun, was uns beliebt!“ —
Da ſank der Stab ihm in den Händen nieder.
„Freiheit!“ Das Wort traf ihn wie Donnerſchlag.
Er nahm den Stecken auf und ging von dannen.

Nach langem wandern kam er in 'ne Stadt,
in dieſer Stadt, inmitten breiten Marktes,
ragt hoch ein Gotteshaus mit Zwillingstürmen.
Er trat hinein durchs graue Steinportal.

Vergebens ſucht er nach dem Weihebecken
wo kniet doch heute der Andächt'gen Menge?
Befremdet ſchritt er weiter durch die Gänge.
Kein Kerzenſchimmer und kein Weihrauchduft!
Und keiner Orgel Melodie erklang.
Profane Töne ſchlugen an ſein Ohr.
Profane Leute ſah er am Altare.

Da ſtand ein Mann, grad unterm Kruzifix,
Hut auf dem Kopf, die Hände in den Taſchen,
der ſprach zu einer buntgemiſchten Menge,
von Wiſſenſchaft ſprach er und von Vernunft,
den Namen „Gott" vermieden ſeine Lippen. —
Der Jüngling blieb und hörte ſtaunend zu,
ward ein gelehrger Schüler. Nach 'ner Weile
ſtand ſelbſt er vor dem Volk, ſprach große Worte,
erklärte ein Syſtem, das er erfunden,
ein funkelnagelneues Weltſyſtem,
das jubelnd von der Menge ward empfangen,
als freien Geiſtes jüngſte Offenbarung.

Da eines Tages ſtellten ſie den Antrag,
das alte holzgeſchnitzte Kruzifix
hinwegzuräumen, weil's nicht zeitgemäß.
Und ſchneller, als geſagt, packt da die Schar
den Gottesſohn mit wilden Frevlerhänden
und riß und zerrte unter lautem Johlen
den Ewgen hin und her. — Da ſprang er ein,
ſchlug mit dem Stabe ihnen auf die Finger,
daß heulend ſie den Heiland fahren ließen.

„Was fällt dir ein!“ ſchrie da der ganze Chor,
„Was fällt dir ein! Wir ſind im Land der Freiheit!
Frei ſind wir, frei, und thun, was uns beliebt!“ —
Da ſank der Stab ihm in den Händen nieder.
„Freiheit!“ Das Wort traf ihn wie Donnerſchlag.
Er nahm den Stecken auf und ging von dannen.

Er ſchritt durch Auen und er ſchritt durch Wüſten,
Er ſah den Tag vermählen ſich der Nacht,
und ſah die Nacht gebären jungen Tag.
Da kam er auf ein Feld, beſäet mit Menſchen:
Kopf drängte ſich an Kopf, als ſeien's Ähren.
In einem Windzug regten alle ſich,
und „öffentliche Meinung“ hieß der Hauch,
vor dem ſo tief ſich ihre Häupter beugten. —
Bald war auch er der tauſend Ähren eine.
Sie ſtanden da, gedrängt, in gleichem Abſtand,
und paßten wacker auf einander auf,
daß keiner für 'nen Deut nur habe mehr
an Boden, Regen und an Sonnenſchein,
als jeder Nachbar hatte. Doch, ſobald
es einer wagte, nur um Zolleslänge
das Haupt emporzurecken, ſchrieen alle
und klagten ihn des Staatsverbrechens an,
des Frevels an des Volkes Majeſtät.
So ſtanden ſie und denunzierten ſich,
und blieben alle hübſch im Mittelmaß.

Da eines Tages gabs ein groß Geſchrei.
Ein Mann, den man vor Jahren ausgewieſen,
weil er ihr angeſtammter Fürſt und König,

der kam als Greis ins Vaterland zurück,
heimwehverzehrt, aus bitterem Exil,
um ſich ein Grab zu ſuchen in der Erde,
die einſt als Herrſcher er beſchritten hatte.
Da ſchrieen Mord und Zeter ſie im Chor,
ſie läuteten die Glocken, wie zum Sturm,
„Gefahr, Gefahr droht unſrer Republik!
Die Freiheit und die Gleichheit muß verhüllen,
Die Souverenität des Volks, ihr Haupt
bei ſolchem Anblick.“ — Einberufen ward
der Staatsrat, und in Ketten hingeſchleift
vor ſie des Königs tiefgebeugte Hoheit.
Und ſie entſchieden, daß geköpft er werde. —

Da reckte ſich der Jüngling hoch empor,
vom Schergenpöbel riß er weg den Fürſten,
ſtand da mit ſeinem Stecken, er, der eine,
und ſchützte ſo des greiſen Königs Haupt.

„Was fällt Dir ein!“ ſchrie da der ganze Chor,
„Was fällt Dir ein! Wir ſind im Land der Freiheit!
Frei ſind wir, frei, und thun, was uns beliebt! —“
Da ſank der Stab ihm in den Händen nieder.
„Freiheit!“ Das Wort traf ihn wie Donnerſchlag.
Er nahm den Stecken auf und ging von dannen.

Nun wandte er der Freiheit Land den Rücken.
Das Heimweh gab ihm Flügel, keine Raſt
nahm er, bevor er ſah die Kirchturmſpitze,
die ihm der Heimat Weichbild fernher kündet.

Ein andrer kam er heim, vom Bart umrahmt
ein wetterhart durchfurchtes Angeſicht.
Zum Heimatboden ließ der Mann ſich nieder
und küßte ihn mit Ehrfurcht; dann den Stab
den Weidenſtab, den er ſich einſt geſchnitten,
er ſtieß ihn in den Boden, legte ſich
und ſchlief — ſchlief an der Mutter Buſen ein.
Als er erwachte, ſah ein Wunder er,
ſein Weidenſtab, er war gekrönt mit Knospen,
grün ward der Stamm, den längſt verdorrt er glaubte,
weil er in Heimaterde wieder fußte. —
Da ſtand er auf und betete zu Gott,
nicht knieend, ſtehend dankt er ſeinem Gott,
daß er ihn dieſen Tag erleben ließ.

Dann ging er heimwärts. Öde war das Haus
und düſtre Grabesleere wohnte dort,
ein grau Geſpenſt, wo einſt die Eltern wirkten.
Lang ſaß er da, vor der verfallnen Stätte,
Haupt in der Hand und Thränen liefen ihm
hinab die Wangen, tropften in den Sand.

Da kam ein Knabe; einem Schmetterling
war ſpielend er gefolgt. Als er den Fremdling
den bärtgen, auf dem Steine hocken ſah,
macht jäh er Halt, und ſteht mit weiten Augen,
mit großen blauen Kinderaugen da.

Der Fremde ſchickte nach dem Kind die Blicke,
rief es heran; der Knabe naht verſchämt.
Der Mann ergreift das Kind mit beiden Händen,

ſtellt's vor ſich hin und ſtarrt in ſeine Züge.
Ein Blick, der nach der eignen Seele ſucht,
ein heißer Blick, der nach dem Keime ſucht,
den er in Wonnen einſtmals hat verſenkt
an dieſer Stätte. — — „Ja, Du mußt es ſein!
Du biſt mein Kind — mein Kind — ich halte Dich!
Nun führe, Knabe, mich zu Deiner Mutter,
und künde ihr, vom Freiheitſuchen kehrte
der Wandrer heim; nichts weiter bracht' er mit,
als ſich und ſeinen Stab und eine Lehre:
Die Freiheit iſt in keinem Land der Welt,
die Freiheit wohnt im Menſchen und heißt
Selbſtzucht.

Inhaltsverzeichnis.

Novellen.

1. Karline. An Gerhard Hauptmann. 3
2. Die Rivalen. An Max Halbe. 38
3. Bezahl's Gott! An Bruno Wille. 54
4. Eine Partie Skat. An Ernst Frhrn. von Wolzogen . 73

Satura Lanx.

1. Die Wahlurne. An Otto Ernst. 97
2. Obergigerl. An Otto Erich Hartleben. 104
3. Der letzte Ritter. An Detlev Frhrn. v. Liliencron. . 117
4. Die Synode. An Otto Julius Bierbaum. 120
5. Ode an Deutschland. An Gustav Falke. 126
6. Sämann und Dohlen. An Friedrich Lange 129
7. Preisgegeben. An M. G. Conrad. 132
8. Nein! An J. H. Mackay. 134

Gedichte.

1. Hutten. An Heinrich und Julius Hart 189
2. Ball. An Georg Frhrn. von Ompteda. 141
3. Eine Königin. An Maria Janitschek. 143
4. Der Arzt. An Wolfgang Kirchbach. 147
5. Der Baum. An Johannes Schlaf. 149
6. Kindchens Tod. An Arno Holz 152
7. Bezwungen. An Ferdinand Avenarius. 155
8. Puppentaufe. An Heinz Tovote 157
9. Stoffwechsel. Den Grünen und den Grauen ins Stammbuch. 159
10. Vor einem Christusbilde. An Paul Göhre. 161
11. Freiheit. An Richard Dehmel. 166

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Der Pfarrer von Breitendorf.

Roman in drei Bänden

von

Wilhelm von Polenz.

Aus den Urteilen der Presse.

Kölnische Zeitung: Dieser Roman weicht von der herrschenden Vorliebe für rein psychologische und namentlich das Weib behandelnde Stoffe darin ab, daß er auf moderner Grundlage einen Gegenstand behandelt, der der alten Sitte des Kampfromans, der Darlegung geistiger Kämpfe, entspricht. Es ist die evangelische Geistlichkeit in ihrem besonderen Berufsleben, die Polenz uns in verschiedenen Gestalten vorführt. Angesichts so vieler andern Erscheinungen halten wir es für zweckmäßig, besonders das Lob zu betonen, daß Polenz uns nicht wiederum reichshauptstädtische, aber dabei mehr oder minder skandinavisch frisirte Figuren vorführt, sondern sich daran gibt, mit sorgfältiger Charakteristik ein Sittengemälde darzustellen, das ohne alle fremde Beimischung rein deutsches, typisch deutsches Gepräge hat, also auch dem Leser etwas bietet, was an sich schon die Voraussetzung des Durchempfundenen, des Natürlichen, Echten bei einem deutschen Schriftsteller in sich birgt. Die Wirkung macht sich sofort kenntlich. Wir kennen die Verhältnisse in Schlesien, die Verhältnisse der evangelischen Geistlichkeit nicht aus eigner Anschauung, aber wir haben den Eindruck, daß uns der Verfasser nichts in Deutschland Unmögliches, nichts, was dem deutschen Charakter fremd ist, erzählt; wir sind von einer einheitlich festgehaltenen deutschen Atmosphäre umweht. . . . Der Roman ist alles in allem eine tüchtige Arbeit von eigenartigem Gepräge, ein Stück deutscher Sittengeschichte, das ernstes Interesse zu erwecken vermag.

Leipziger Tageblatt: Mit diesem Werke hat sich der hervorragend begabte Autor auf das Gebiet des großen sozialen Culturromans gewagt, gleichzeitig kann es aber auch als eine religiöse Streitschrift bezeichnet werden und wird als solche zweifellos großes Aufsehen erregen. . . . Der Freimuth, mit welchem der Autor für

das Recht einer freieren Religionsauffassung in die Schranken tritt, verdient volle Anerkennung. Den gleichen Muth der Ueberzeugung und eine ätzende Schärfe bekundet er bei der Schilderung gewisser Uebelstände und Fehlgriffe in unseren kirchlichen Verhältnissen, über die er auf das Eingehendste orientirt zu sein scheint. . . . Ganz meisterlich ist die Landbevölkerung von Breitendorf geschildert; die verschiedenen Typen sind überraschend lebensvoll charakterisirt. . . . Auf jeden Fall ist dieser Roman als die auffälligste Erscheinung des diesjährigen Büchermarktes zu bezeichnen, und die Tüchtigkeit seiner künstlerischen Ausführung, insbesondere seiner psychologischen Detailmalerei, wird auch von Denen anerkannt werden, die sich im Widerspruch zu seiner religiösen Tendenz befinden.

Die Nation: (Ein Pastorenroman.) Wilhelm von Polenz ist ein starkes Talent unter dem jüngeren Geschlecht. Er schwört glücklicher Weise nicht auf die Lehren eines der Führer und geht seine kecke Wanderung ohne Leitseil auf kühnen Wegen. Seine Stoffe beweisen, daß er ein Moderner ist. . . . Der Roman ist spannend und stellenweise fortreißend, weil hier zum ersten Male von einem modernen Menschen die geistlichen protestantischen Herren unter sich dargestellt sind. Die Typen dieser Pastoren und ihrer Frauen und Wittwen sind einfach köstlich. Und am lustigsten wirkt es dabei, daß der Verfasser bei offenbar gründlicher Sachkenntniß gar nicht daran dachte, eine Satire zu schreiben.

Berliner Tageblatt: (Ein religiöser Roman.) Etwas wie der frische Hauch der Menschheitszukunft umweht uns, wenn wir das Buch aus der Hand legen. . . . Von allen Seiten weiß der Autor an die große Frage heranzukommen. Vertreter beider Weltanschauungen sind in reicher Zahl vorhanden. Vor allem aber ist die evangelische Geistlichkeit in einer Reihe von Gestalten angeführt, die geradezu typisch genannt werden können. Hoch bemerkenswerth erscheint die Kenntniß des Autors von den kirchlichen Dingen. . . . Dem Buche muß ein ernstes Studium der einschlägigen Verhältnisse vorausgegangen sein. — Von besonderem Interesse ist die Behandlung der Dissidentenkinderfrage. . . . Einzelne Verhältnisse, Vorgänge und Figuren machen fast den Eindruck des Portraits. Das Leben in den abgelegenen Gebirgsdörfern, die Gemeinde-, Kirchen- und Schulangelegenheiten lernen wir in der Darstellung eines offenbaren Kenners dieser Dinge kennen. . . . Die Darstellung der entlegenen und uns weniger zugänglichen Verhältnisse des Landlebens darf dem Autor als besonderes Verdienst angerechnet werden. Der Roman ist im besten Sinne des Wortes realistisch. Man athmet die Luft der frisch aufgebrochenen Ackerscholle. Durch Tiefe, Ernst und Fleiß der Behandlung erhebt er sich weit über die alltäglichen Produkte dieses Genres. Das Buch hat kulturelle Bedeutung und wird im Zusammenhange mit der neuesten religiösen Bewegung stets genannt werden müssen.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Moderne Belletristik

Bände à 2 Mk.

F. von Bülow: Ludwig von Rosen. Erzählung aus zwei Welten.
G. von Ompteda: Vom Tode. Novellen.
W. von Polenz: Die Versuchung. Eine Studie.
——— Karline.
Heinz Tovote: Fallobst. Wurmstichige Geschichten.
——— Ich. Nervöse Novellen.
——— Heimliche Liebe. Novellen.
——— Der Erbe. Roman.
E. von Wolzogen: Die rote Franz. Roman.

Bände à 3 Mk.

Eva A. von Arnim: Das Märchen vom goldenen Schlüssel.
Julius W. Braun: In Fesseln. Roman.
Frieda von Bülow: Der Konsul. Vaterländischer Roman.
——— Deutsch-Ostafrikanische Novellen.
Theodor Fontane: L'Adultera. Roman a. d. Berl. Gesellsch.
——— Graf Petöfy. Roman.
——— Cécile. Roman.
——— Irrungen, Wirrungen. Roman.
——— Stine. Roman.
——— Von vor und nach der Reise.
G. Franke-Schievelbein: Rotdorn.
K. E. Franzos: Der Gott des alten Doktors.
W. Hegeler: Mutter Bertha. Roman.
Rudolf Lindau: Auf der Fahrt. Novellen.
——— Der lange Holländer. Erzählung.
——— Liebesheiraten. Roman.
——— Der Flirt. Novellen.
M. zur Megede: Graue Geschichten.
——— Graue Geschichten. Neue Folge.
R. von Seydlitz: Der Rosa-Kongreß.
R. Stratz: Unter den Linden. Berliner Zeit-Roman.
E. von Wolzogen: Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes.

Bände à 3 Mk. 50 Pf.

Erich Fließ: Miasmen. Roman.
G. Franke-Schievelbein: Ni. Roman.
G. v. Ompteda: Drohnen. Berliner Roman.
Unter uns Junggesellen.
Heinz Tovote: Im Liebesrausch. Roman.
——— Mutter! Roman.
Frühlingssturm. Berliner Liebesroman.
——— Das Ende vom Liede.
E. v. Wolzogen: Das gute Krokodil u. a. Geschichten aus Italien.
Die Entgleisten.

547051

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 067519197

Digitized by Google